

BBO Runde 3 FF: Erstes Treffen

Der Kleine bei der Straßenbahn.....	2
Star-Cross'd.....	3
Herzlich Willkommen.....	5
Cumulonimbus.....	7
Freundschaft und Rivalität.....	9
Kekskrümelliebe.....	10
cannot escape.....	12
Vertrauen.....	13
Rendezvous mit dem Teufel	15
Roots.....	17
Schicksal oder einfach Pech?.....	18
stimmlos.....	20
Eine Frage des Spürsinn.....	22
Gestörte Idylle.....	24
Stille Beobachter.....	25
Kaffeegeruch.....	27

Der Kleine bei der Straßenbahn

Der Kleine bei der Strassenbahn
Der Kleine bei der Strassenbahn

Sie war schon viel zu spät dran, wie immer. Schnell schnappte sie sich ihre Handtasche und das Plüschkrokodil und rannte los. Sie würde ruinierte Haare haben, wenn sie ankäme. Hoffentlich hätte ihr Gegenüber nichts dagegen. Der regnerische Tag zwang sie, einen Mantel anzuziehen, der ihre Geschwindigkeit erheblich beeinträchtigte. Leise verfluchte sie Petrus. Die Tramstation war nicht mehr fern. Sie hetzte über den Zebrastreifen, lautes Gehupe der unzufriedenen Autolenker ertönte. Nur noch etwa achtzig Meter. Die Strassenbahn fuhr ein und kam zum Stillstand. Fünfzig Meter. Die Türen öffneten sich und die ersten Leute stiegen ein. Zwanzig Meter. Die Türen schlossen sich langsam hinter den letzten Passagieren. Verzweifelt drückte sie auf den Knopf, der die Tür aufgehen liess, doch es tat sich nichts. Das Tram fuhr vor ihren Augen ab. „Scheisse“, flüsterte sie und hieb ihre Faust gegen den Ticketautomaten.

Ich würde sie am überdimensionalen Plüschtier erkennen, hatte mir der Mann von der Agentur gesagt. Ich müsse mir auch so eines zulegen, damit sie mich auch erkennen könnte. Deshalb wartete ich mit einem gigantischen Stofflöwen unter dem Arm an der belebten Tramhaltestelle beim Zentrum. Der Stofflöwe hatte durchaus etwas Herziges an sich. Während ich mich langweilte, beobachtete ich die vorbeigehenden Leute, die Leute, die aus der Strassenbahn ein- und wieder ausstiegen. Das Tramhaus war klein und im Siebzigerstil hässlich rot und beige angemalt, an manchen Stellen war als Stilmittel nackter Beton verwendet worden. Ich sass auf einer zu schmalen Bank, beschmiert mit jahrealtem Graffiti und verziert mit Gebrauchtkaugummis, meinen Löwen auf dem Schoss. Es stank nach Rauch. Ich blickte auf meine Billiguhr. Zwanzig nach fünf. Sie war schon zehn Minuten zu spät, und ich mochte unpünktliche Leute nicht. Es war unanständig, andere Personen warten zu lassen.

Ein kleiner Junge, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, setzte sich neben mich auf die Bank. Misstrauisch beäugte er meinen Löwen, dann musterte er mich. Er sah weg und überlegte. Schliesslich fragte er mit zittriger Stimme: „Beisst er?“

Der Knabe zeigte mit dem Finger auf den Löwen. Ich lächelte. „Nein, natürlich nicht, er ist ja nur aus Stoff.“

Der Junge schien erstaunt. „Aber, du bist doch schon ein Grosser, wieso spielst du noch mit Plüschtieren?“

Verdutzt schaute ich den Jungen an. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, schliesslich würde er die Wahrheit nicht verstehen. Doch auf die Schnelle fiel mir keine plausible Erklärung ein. Wieso hatte er das überhaupt gefragt? Ich versetzte mich in sein Alter. Wahrscheinlich hätte ich einen 25-jährigen im Anzug mit gigantischem Plüschlöwen dasselbe gefragt. Was hätte ich als Antwort erwartet? Ich wusste es nicht.

„Wieso spielst du nun mit Plüschtieren, obwohl du schon ein Grosser bist?“, hakte der Junge mit mehr Vertrauen nach. Ich schreckte hoch und schüttelte den Kopf, um meinen Kopf freizubekommen.

„Das ist... ähm... weil... weil ich...“ Ich brach ab. Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Wieso auch nicht. „Das ist, weil ich mich mit einer Frau treffen werde. Sie soll mich daran erkennen.“

„Spielt sie denn gerne mit Plüschtieren?“, fragte der kleine Knabe. Ich hatte es vorausgesehen, er hatte nicht verstanden, was ich meinte.

„Nein, also... ich weiss nicht, aber ich glaube, sie spielt nicht mit Plüschtieren. Wir brauchen es nur als Erkennungszeichen. Ich habe die Frau noch nie gesehen“, erklärte ich ihm.

Er runzelte die Stirn und überlegte, seine blonden Locken wippten lustig auf und ab. Er fasste sich mit einer Hand an die Stirn, kratzte sich am Kopf und setzte sich schliesslich gerade auf. „Aha, die

Frau ist eine Königin, und richtige Königinnen brauchen einen richtigen Löwen“, sagte er in vollem Ernst. Ich lachte. Er schaute mich fast beleidigt an. „Ist doch so, richtige Königinnen haben richtige Löwen!“, sagte er etwas lauter. Um ihn zu beschwichtigen, gab ich zurück: „Ja, das stimmt. Richtige Königinnen brauchen einen richtigen Löwen. Aber sie ist keine Königin. Sie ist eine normale Frau.“ Soweit ich wusste. Für den Kleinen war die Welt wieder in Ordnung.

„Sag mal, Kleiner, wo sind denn deine Eltern?“, fragte ich. Ich wunderte mich schon einige Zeit, wieso er ganz alleine war.

„Ich bin nicht klein!“, antwortete er trotzig. „Ich bin schon fünfeinhalb! Und im Oktober werde ich sechs.“

„Wo sind deine Eltern?“, fragte ich nochmals, diesmal mit etwas mehr Nachdruck. Er schaute mich mit seinen blauen Augen an. „Weisst du das nicht? Sie stehen dort drüben.“

Er zeigte mit seinem kleinen Finger auf eine Gruppe Leute, zwei Frauen und zwei Männer. Einer der Männer blickte tatsächlich zu uns herüber und lächelte mir zu.

„Woher sollte ich das wissen?“, gab ich freundlich zurück. Er überlegte einen Moment, den Blick auf den Boden gerichtet. „Weiss auch nicht, ich dachte, weil du ein Grosser bist, wüsstest du das“, sagte er, fast ein wenig betreten.

„Ich verstehe. Und wieso bist du zu mir gekommen?“, fragte ich, neugierig auf den Grund. Es geschah schliesslich nicht alle Tage, dass eine so junge Person auf mich zukommt und mich anspricht.

„Ja, also...“, begann er, das Kinn auf der Brust, die Augen starr auf den Boden gerichtet. „Dieser Löwe da... Er ist so gross, und er machte mir Angst. Ich dachte, er würde mich auffressen. Also hat mein Vater gesagt, ich soll dich selbst fragen gehen, ob er mich auffrisst. Aber er hat mich nicht aufgeessen, und du warst so nett, also bin ich ein wenig geblieben.“ Er machte eine Pause, blickte mich ängstlich an und fragte: „War das falsch?“

Ab dieser Bemerkung musste ich lachen, was ihn noch mehr verunsicherte. „Aber natürlich nicht, mein Junge. Es hat mich sehr gefreut!“ Ich blickte zu den Leuten, die aus dem soeben angekommenen Tram stiegen. „Siehst du die Frau dort, mit dem Stoffkrokodil unter dem Arm?“, sagte ich zum Jungen. Er blickte meinem Finger nach und nickte. „Mit ihr treffe ich mich, darum muss ich jetzt gehen.“ Ich lächelte ihn an, stand auf und ging zur Frau. Während er zu seinen Eltern ging, hörte ich ihn noch freudig sagen: „Ich wusste es. Sie mag es doch, mit Plüschtieren zu spielen!“

Star-Cross'd

Als die Bögen der Geigen leicht über die Saiten tanzten, die Klänge des Pianos den Raum erfüllten und Flötenlaute anmutig die Luft zum Schwingen brachten, da tanzten die Gäste in gleichmäßigen Schritten. Schwungvolle Drehungen ließen die Menschen wirken wie Blumen, die im Kerzenlichte die Schönheit ihrer Blüten offenbarten.

Nur sie wohnte dem Ball nicht bei. Das Mädchen mit den roten Haaren, die im schwachen Schein der Kerzen glühten wie ein Kranz aus heiligen Flammen um das Gesicht, das verdeckt war mit einer elfenbeinfarbenen Maske, stand in stiller Anmut an der Mauer des Balkons. Schwach drang die Musik an ihre Ohren. Die wundervolle Melodie brachte ihr Herz zum Pochen.

Es war nicht, dass sie Bälle nicht mochte. Doch die junge Schönheit, die hinter der Maske sich verbarg, war bekümmert. Ihr Schicksal schien besiegelt, doch ihr Herz wollte der tristen Zukunft noch nicht nachgeben. Doch hatte es überhaupt einen Sinn? Wie oft schon hatte das Mädchen versucht, ihre Eltern umzustimmen?

Sie hatten nicht zugehört. Hatten gesagt, sie würde es nicht verstehen.

Sie würden nur das Beste für sie wollen.

Ihre Hand schloss sich um den lindgrünen Stoff ihres Ballkleides. Sie wollten nicht das Beste für sie. Sie wollten das Beste für sich selbst.

Und doch konnte sie es nicht über sich bringen, sie zu verlassen. Ihre Eltern, die sie so liebevoll aufgezogen hatten. Sie wussten einfach nicht, mit welcher Verzweiflung sie ihre Tochter zurücklassen würden, wenn sie sie diesem Mann zur Frau gaben.

Wind fuhr durch ihre Haare und sie schloss für einen kurzen Moment die himmelblauen Augen, um den wundervollen Duft der Blumen aufzunehmen, der vom Garten herübergeweht wurde und sie umschmeichelte. Am Horizont erschien ein schmales Band aus Licht, das langsam die Dunkelheit über ihr vertrieb. Die Sterne würden nicht mehr lange auf sie herab scheinen. Sie würden verschwinden, um dem wahren Lichte der Hoffnung Platz zu machen.

Schritte hallten zu ihr herüber, und das Mädchen drehte sich schwungvoll herum. In der Dunkelheit konnte sie nur einen vagen Schatten ausmachen, der sich ihr näherte. Mit jedem Geräusch kam er näher, definierte sich mehr, bis sie die Gestalt eines jungen Mannes ausmachen konnte, groß und elegant gekleidet in einem roten Jacket. Ein Degen hing an seiner Hüfte.

Er schien sie längst gesehen zu haben, denn er stellte sich nur ein wenig von ihr entfernt an die Mauer des Balkons. Sie betrachtete das Gesicht mit der geraden Nase, die geschwungenen Lippen. Schwarzes Haar kräuselte sich in seinem schlanken Nacken.

Wie gerne hätte sie auch seine Augen gesehen. Doch er sah zum Garten und die Maske versteckte die zweifelslos schönen Iriden.

Es herrschte Schweigen, nur die Musik drang leise an ihre Ohren. Sie beobachtete ihn, all seine beiläufigen Bewegungen. Wie er den Kopf hob, als ein sanfter Lufthauch sein Gesicht küsste, wie seine Finger in kleinen Bewegungen über den Marmor strichen.

Und als er sich zu ihr drehte, da wandte sie sich schnell ab, bemerkte aber sein Lächeln. Leicht und freundlich, ohne einen Hauch des Hasses, den sie in ihrem Zukünftigen immerzu beobachtete.

„Eigentlich sind mir Maskenbälle zuwider.“

Das Mädchen drehte erstaunt das hübsche Gesicht zu ihm und wurde sogleich von den tiefen, dunklen Augen in Besitz ergriffen, die durch die schwarze Maske in ihre schauten. Sie leuchteten im Kerzenschein golden und freundlich, wie große Sterne.

„Menschen kommen zusammen, um über belanglose Dinge zu reden. Sie schwatzen und prahlen über ihren Besitz und verlieren gänzlich aus den Augen, dass keine hundert Meter entfernt andere an endlosem Hunger sterben.“

Sie wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie sah ihn einfach an, versank in dem Leuchten seiner Augen.

„Verzeiht mir“, sagte er schließlich mit ehrlichem Bedauern. „Solche Themen sollten nicht an solch einem festlichen Ort besprochen werden.“

„Nein“, antwortete sie, bemüht das nervöse Zittern aus ihrer Stimme zu verbannen. Sie war noch nie begabt in der Kunst des Redens gewesen. Zu groß war die Angst, dumm und einfältig zu wirken.

„Wenn nicht an einem solchen Ort, wann sollte es dann besprochen werden?“

Er ließ sein wundervolles, glockenhelles Lachen erklingen. Dieser junge Mann hielt sich nicht an Konventionen, denn er lachte laut und herzlich.

„Warum seid Ihr auf einem Ball, wenn Euch Bälle zuwider sind?“

„Es gibt vielerlei Gründe. Und alleine die Tatsache, dass ich Euch traf, ist Grund genug, die Entscheidung nicht zu bereuen.“ Er lächelte sie mit einem so ehrlichen Ausdruck an, dass sie vor Anspannung vergas, zu atmen. Niemals war sie jemanden begegnet, der...

„Warum steht Ihr alleine hier auf dem Balkon? Eine Schönheit wie Ihr sollte tanzen und den Abend genießen“, sprach er sie an, als die letzten Takte des Liedes verhallten.

„Ich genieße den Abend“, entgegnete sie und sah in den Himmel. Die Sonne begann, ihn wieder mit ihrem Licht einzunehmen. „Der Musik zu lauschen und meine Gedanken zu ordnen... Ich hatte zu wenig Zeit für solche Dinge.“

„Verzeiht mir, dass ich Euch dabei gestört habe.“

„Das habt Ihr nicht.“ Diesmal war sie es, die lächelte. „Ich habe bereits zu lange gegrübelt.“

Sie sahen einander stumm an, helles Gold und der Himmel verschmolzen ineinander, als die Geigen sanft den Beginn eines neuen Liedes anstimmten.

„Darf ich Euch um einen Tanz bitten?“ Der Mann versank in einer Verbeugung und hielt ihr seinen Arm hin.

„Ich dachte, Ihr mögt keine Bälle?“

„Nun, ich denke, für Euch würde ich meine Meinung ändern.“

Ein Lächeln breitete sich auf ihrem strahlend schönen Gesicht aus und ihre Wangen röteten sich leicht. Sanft ergriff sie seinen Arm und schritt näher an ihn heran, bis er seine Hand auf ihre Hüfte und sie ihre auf seine Schulter legen konnte.

Mit dem nächsten Takt begannen sie zu tanzen.

„Darf ich Euren Namen erfahren?“ hauchte er ihr sanft ins Ohr, als sie durch eine Drehung in seinen Armen versank.

„Juliet“, gab sie leise zurück, zu überwältigt von seiner Nähe und der tiefen Stimme. „Und Ihr?“

Er nahm sich einige Schritte Zeit, führte sie anmutig über den Balkon. Und als sie ihm erneut so nah war, dass ihre Gesichter sich beinahe berührten, da antwortete er endlich.

„Mein Name ist Romeo.“

Herzlich Willkommen

Es war schon einige Stunden her, dass die Sonne aufgehört hatte, zu scheinen. Die Dunkelheit waberte in den Straßen der Stadt umher, nur vor den Straßenlaternen floh sie in blanker Panik. Ab und an durchbrach ein vorüberfahrendes Auto den Soundtrack der Nacht, der ansonsten nur aus gedämpfter Musik bestand, welche von der benachbarten Disco herrührte.

›Eigentlich sollte es verboten gehören, dass Fastfood-Lokale um diese Uhrzeit noch aufhaben‹, dachte sich die Angestellte hinter dem Tresen. Mit einem Gesicht, dass dem Betrachter sofort ein ›Ich wäre jetzt am liebsten zu Hause, was willst du also hier?‹ zuschnauzte, stand sie regungslos an der Kasse und beobachtete die letzten Gäste. Meistens waren es zu dieser Zeit betrunkene Jugendliche oder junge Erwachsene, die die Disco nebenan entweder freiwillig verlassen hatten

oder rausgeschmissen worden waren.

Letzere waren die schlimmste Sorte von Kunden, denn neben einer fürchterlichen Fahne hatten diese Kunden jedes Mal die Stirn, endlos zu diskutieren. »Ey, Puppe, du kannst mir doch bestimmt ne doppelte Portion Pommes dazulegen, oder? Och komm! Weil ich es bin!« Meistens giftete die Dame an der Kasse spürbar gereizt zurück und knallte die Bestellung aufs Tablett. Ohne Extras.

Besonders lustig wurde es, wenn sich diese Leute übergeben mussten, was immer entweder auf die Lederbänke oder auf den Toilettenboden landete. Das passierte etwa zwei Mal die Woche. Innerlich betete die Dame an der Kasse, dass es heute nicht passieren möge. *›Ich will diese Schicht schnell hinter mich bringen. In drei Stunden ist Ladenschluss, danach wird geputzt, und dann will ich verdammt noch mal nach Hause! Wehe, jemand von euch kotzt mir den Laden voll!‹* Im nächsten Moment schepperte es, gefolgt von einem gelallten »Oh« - jemand hatte sein Tablett mitsamt Essen und Getränken darauf auf den Boden fallen lassen. *›Drecksalkis!‹*, fluchte die Kassiererin im Kopf, bevor sie einen Kollegen aus der Küche zum Putzen wegschickte.

Die Tür des Restaurants flog auf und ein junger Mann torkelte herein. Er hatte sich mit voller Wucht gegen die Tür geworfen und versuchte nun etwas unbeholfen, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er stolperte geradewegs auf die Kasse zu, wobei er in die Getränkepfütze auf dem Boden trat. Aber das bemerkte er nicht. Am Tresen angekommen, stützte er sich auf der marmornen Oberfläche ab und neigte sich zur Bedienerin hinunter, die ihn mit einer Mischung aus Hass und Vorwurf anfunktete.

- »Was darf's sein?«

- »Süße, ich nehm den Doppelten mit Cola«, glaubte die Kassiererin aus dem Gelalle herauszuhören. Ob er das jetzt wollte oder nicht, war ihr im Grunde egal. Sie tippte grob auf der Kasse herum.

- »Für die Pommes Ketchup oder -«, fragte sie.

- »Halt halt halt, warte! Auf dem... sind Tomaten drauf, oder?«

- »Ja.«

- »Wäääääh! Mach den weg! Ich nehm doch lieber... äh...«

Der Betrunkene lehnte sich zurück und schaute auf die Speisekarte, die von der Decke baumelte. Er kniff die Augen zusammen und wanderte mit ihnen die Plakate entlang, ohne wirklich etwas zu lesen.

- »Oder, Schnecke, habt ihr grad Coupons da?«

- »Ich bin ein Mensch und keine Schnecke«, gab sie angefressen zur Antwort.

- »Ob ihr Coupons dahabt, will ich wissen!«

- »Seh ich so aus?«

- »Püppchen, ich lass mich von dir nicht blöd anmachen!«

Die Frau hinter der Kasse kochte und hatte gute Lust, dem betrunkenen Mann eine saftige Ohrfeige zu verpassen, die er ihrer Meinung nach verdient hatte.

- »Also. Ketchup oder Mayo jetzt!?«

- »Der Doppelte ist aber mit Tomaten!«

- »Dann sag ich der Küche halt, sie soll einen ohne Tomaten machen. Na?« Manchmal erschrak die Kassiererin wirklich, wie unfreundlich sie nachts sein konnte. Tagsüber war alles überhaupt kein Problem, auch wenn es selbst am Nachmittag richtige Deppen geben konnte. Das brachte sie nicht aus der Ruhe. Nur nachts, wenn sie mit Betrunknen zu tun hatte, wurde sie so abweisend. Den Grund dafür kannte sie selbst nicht.

Der Mann starrte sie lange an. »Mayo.«

- »Sieben fünfzig.«

Umständlich kramte der Betrunkene seinen Geldbeutel aus der Tasche und bezahlte. Er bekam ein Tablett, auf das die Bedienerin die Cola stellte.

- »Also. Der Doppelte ohne Tomate dauert. Hier die Nummer, gut sichtbar auf den Tisch stellen, und dann bring ich den raus, wenn er fertig ist.«

Der Mann taumelte davon und ließ sich auf eine Sitzbank plumpsen.

›*Na endlich*‹, dachte die Frau an der Kasse. Sie hatte wieder ihre unmotivierte, starre Haltung eingenommen und wartete auf das Schichtende. ›*Gott sei Dank hab ich bald Urlaub. Solche Leute wie der gehen mir so dermaßen auf den Sack mit ihrem elenden Gesaufe! Eigentlich gehört ein Alkoholtest vor die Eingangstür, und wer über ein halbes Promille im Blut hat, muss draußen bleiben. Ich hab keine Lust, mich nachts von solchen Trinkern anpöbeln zu lassen! Und dann randalieren die und machen Dreck und Sauerei und benehmen sich wie die Wilden... ich hasse sie einfach, ich hasse sie! Ich sag dem Chef, er soll mir nie wieder Nachtschichten eintragen. Wenn er darauf keine Rücksicht nimmt, kündige ich. Kassiererin kann ich auch woanders spielen.*‹ Ein Ruf kam aus der Küche und noch während sie den Burger ohne Tomaten zu dem betrunkenen Mann brachte, war sie weiter in Gedanken versunken.

›*Ohne Tomaten. Wie kann man das bloß ohne Tomaten bestellen! Die gehören da einfach drauf! Da, nimm deinen Dreck und friss ihn. Und dann geh. Geh mit Gott, aber geh! Ich will dich nie wieder sehen!*‹

Cumulonimbus

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schlimm uns diese Sturmdämonen zugesetzt haben. Sie zerstören unsere Ernte, machen furchtbaren Lärm und schau selbst, was sie mit unserem Wetter anstellen!“, die alte Frau deutete mit ihrem knochigen Finger auf das tosende Gewitter hinter dem Fenster, dann wandte sie sich wieder der Schale zu, in der sie sich zuvor Gemüsesuppe geschüttet hatte, und schlürfte geräuschvoll den letzten Rest, den das Porzellengefäß noch hergab. Eilig tat ich es ihr nach, nur um auf möglichst höfliche Art zu verhindern, dass diese lächerliche Unterhaltung weiterzuführen. Diese Oma war eindeutig nicht mehr ganz klar im Kopf, doch als Trainer durfte man nun mal nicht wählerisch sein. Lieber redete er mit abergläubischen Greisen über Wettergötter, als dass er draußen inmitten des Wolkenbruchs stehen würde und bis auf die Knochen durchnässt wird. Die Suppe schmeckte nicht einmal so schlecht wie erwartet, wenigstens schien die Hausbesitzerin während dem Kochen ganz bei der Sache zu sein. Sie schaute mir freundlich lächelnd zu, wie ich mir die würzige Brühe in den Mund kippte, ich zog meine Mundwinkel ein wenig nach oben und nickte, als Zeichen dass es mir schmeckte, und die Falten im Gesicht der alten Frau zogen sich schlagartig noch weiter in die Höhe, scheinbar freute sie sich abartig, dass mir ihre Suppe schmeckte. Als das letzte bisschen in meinem Rachen verschwand, stellte ich meine Schale auf den ziemlich mitgenommenen Holztisch, an dem wir saßen und langsam wurde mir der glänzende Blick in ihren Augen, der die ganze Zeit an mir haftete, unangenehm.

„Es hat mir wirklich sehr gut geschmeckt!“, beruhigte ich sie und betonte dabei jedes einzelne Wort besonders kräftig, wer weiß, wie gut es mit ihrem Hörvermögen stand?

„Das freut mich jetzt aber!“, antwortete sie und schlug aufgeregt mit ihren Wimpern auf und ab. Ihre dürre Hand griff meine Porzellanschale, dann stand sie auf und trug die beiden Gefäße an das rostige Spülbecken an der Wand und ließ Wasser ein.

Während die unheimliche Oma mit dem Spülen ihres Geschirrs beschäftigt war, ließ ich meinen Blick über die Inneneinrichtung wandern. Der Stuhl, auf dem ich Platz genommen hatte, war aus ebenso altem Holz wie der Tisch, unter der dicken Staubschicht in den Regalen konnte man einige zerfranste Buchrücken erahnen und schon beim Betreten der Hütte vertraute ich den knarrenden Holzbrettern, die den Boden bildeten, nicht. Die Frau hatte ein einziges Bett, und über einem

löchrigen Teppich flackerte ein breiter Röhrenfernseher auf einer doch recht teuer aussehenden Kommode.

Etwas kitzelte mich an meiner linken Wange, ich drehte mich hektisch um, und sah durch das Fenster, dass sich das Meer aus düsteren Gewitterwolken am Himmel langsam lichtete und sich schon einzelne Sonnenstrahlen Herausschälten. Ich zögerte keine Sekunde, fischte meine brandneue Trainertasche unter dem Tisch hervor und stand hektisch auf. Fast rennend erreichte ich die Tür und ignorierte dabei die bedrohlichen Klänge des Bodens unter mir.

„Mam, das Wetter ist besser geworden, ich werde mich dann mal auf den Weg machen!“, rief ich der alten Frau mit einem maßlos übertriebenen Lächeln noch zu.

Als sie sich umdrehte um mir zu antworten, fiel gerade die Holztür quietschend zurück in ihren Rahmen.

Ich wusste, dass das keine Glanzleistung war und ich eindeutig netter hätte sein können, immerhin hatte sie sich ja mühevoll um mich gekümmert, aber es gibt Grenzen. Ein zufriedenes Grinsen legte sich mir wieder über meine Lippen und ich schwang mir meine Tasche in hohem Bogen über die Schulter. Ich setzte meinen Weg in Richtung einer grasbedeckten Anhöhe fort, bei jedem Schritt spritzte das Wasser von der matschigen Erde auf, das musste wirklich ein abartiger Sturm gewesen sein.

Sturmdämonen, kein Mensch war weit und breit zu sehen, also schämte ich mich nicht, einfach laut loszulachen. Und dann kam, was kommen musste.

Ein Tropfen landete auf meiner Hand, erst dachte ich, es wäre nur ein weiterer Spritzer vom nassen Gras, doch sofort folgte ein zweiter Tropfen, und ein dritter. Egal wie, umkehren werde ich nicht, Panaero lag schon zu weit hinter mir und ich wollte auf keinen Fall ein weiteres Mal der verrückten Lady Gesellschaft leisten, so einladend ihr Haus auch aus dem tristen Grau der Bäume Herausschien. Ich musste mich beeilen, wenn ich bis zum Anbruch eines weiteren Jahrhundertsturms im Wendelberg sein wollte, also setzte ich mich in Bewegung und rannte entgegen eiskaltem Wind den Hügel hinauf, ich musste meine Baseballkappe dabei verzweifelt festhalten, denn der bereits wütende Sturm riss rücksichtslos an meiner Kleidung und bald spürte ich schon den Regen durch meine Kleidung sickern. Ich schloss meine Augen, um wenigstens diese zu schützen, doch mittlerweile war der Wind zu stark, als dass ich noch hätte weiterlaufen können. Verloren suchte ich nach einem Ausweg, doch meine Umgebung bestand nur noch aus den Regenfällen, die alles wie ein Schleier zu verdecken schien. Fast alles.

Ich hatte es zuerst für einen Menschen gehalten, doch die Silhouette trog. Der keilförmige Oberkörper war olivgrün, einzelne violette Flecken musterten seine glatte Haut, auch die auf den unglaublich kräftigen Oberarmen, die es verschränkt vor seiner breiten Brust hielt. Das Wesen hatte ein leicht aufgedunsenes Gesicht für einen Menschen. Im Schein seiner stechend gelben Augen erkannte man einen schlohweißen Bart über dem Mund, den es zu einem spöttischen Lachen aufgerissen hatte. Wie der Satan persönlich wirkte es, auch wenn das Paar lila Hörner auf seiner Stirn recht kurz für einen Teufel war.

Das Wasser perlte in meinen ungläubig aufgerissenen Mund, und meine Hände zitterten nicht wegen der Kälte. Das geisterhafte Wesen war unterhalb seines Bauches in eine Wolke gehüllt, auf der es über dem Boden schwebte. Es stieß ein gedämpftes Lachen aus, grinste mir noch schelmisch zu, dann begann es, in die Luft aufzusteigen. Ein einsamer weißer Wolkenstreif verblieb am düsteren Himmel und markierte den Kurs, den das Pokémon genommen hatte. Der Regen ließ nach und nach ab und der Wolkenball über mir brach wieder auseinander. Ich fasste mich wieder und biss die Zähne entschlossen zusammen, der Trainergeist eroberte wieder meine Sinne.

„Sturmdämon? Wir werden ja sehen!“

Eilig rannte ich der Wolkenspur über mir nach.

Freundschaft und Rivalität

„Es ist wieder soweit“, verkündete der Professor. „Morgen kommen die nächsten drei Kinder und suchen sich jeweils eins von euch als ihren neuen Partner aus.“

Eigentlich hätte man das erwarten können - denn es war schon eine Weile her, seit die letzten angehenden Pokémontrainer ihr erstes Pokémon ausgesucht hatten. Für das Plinfa war es dennoch ein unbequemer Tag. Zu oft schon hatte es mit ansehen müssen, dass einige Kameraden aus den Reihen der im Labor wohnenden Gemeinschaft gerissen wurden und auf einmal ein neues Leben mit einem wildfremden jungen Menschen beginnen mussten. Die letzten beiden Male war es selbst schon groß genug gewesen, um vom Professor ausgewählt und den Kandidaten vorgestellt zu werden, aber beide Male hatten sich die Kinder für ein anderes Pokémon entschieden. Konnte man den Tag nicht irgendwie überspringen?

Während der kleine Pinguin noch seinen Gedanken nachging, machte der Professor das Licht aus und verließ das Labor. Es war ja auch schon spät genug, und der erste der angehenden Trainer würde am morgigen Tag sicherlich schon in der Früh vorbei kommen.

Erst einige Minuten später bemerkte das Wasserpokémon, dass der Professor in der Sommerhitze vergessen hatte, das Fenster zu schließen. „Das ist doch die Gelegenheit“, dachte es sich. Es brauchte nur hinaus zu klettern und sich am nächsten Tag irgendwo im Freien zu verstecken. Dann wären die Kinder wieder weg, und es könnte weiter im Labor leben.

Gesagt - getan. Es kletterte ins Freie, lief eine geraume Zeit lang durch die Felder der Umgebung, deren Getreide zur Ernte reif stand und im strahlenden Sonnenlicht golden leuchtete. Die Luft war schwülheiß, weshalb es froh war, sich in das saftige, grüne Gras unter den kühlenden Schatten eines alten Baumes hinlegen zu können und einzuschlafen.

„Was bist du denn für einer?“, wurde es wenig später von einem freundlich aussehenden Jungen geweckt. Soweit es das beim Mondlicht erkennen konnte, war dieser etwa in dem Alter wie die angehenden Trainer, die sich beim Labor ihre ersten Pokémon abholten. Aber der Professor lag zur Zeit in seinem Bett, und der Pokéball war auch weit genug weg. Der kühle Nachtwind brachte die Haare des Jungen in Unordnung, doch das Wasserpokémon konnte, soweit es ihm möglich war, ein leises Lächeln auf den schmalen Lippen seines Gegenübers erkennen. „Plinfa!“, antwortete es und machte ein paar zögerliche Schritte auf den Jungen zu.

„Du bist also ein Plinfa? Freut mich, dich kennen zu lernen.“ Interessiert betrachtete er es eine Weile. Dunkles Haar umrahmte seine Stirn und glänzte leicht im fahlen Mondlicht der warmen Nacht. Das schmale Gesicht strahlte eine angenehme Atmosphäre aus. Ebenfalls dunkle Augen musterten es wachsam, neugierig blickte das kleine Wesen zurück.

„Lebst du schon lange hier in der Gegend? Oder gehörst du bereits zu einem Trainer?“

„Pli...“, murmelte das Pokémon etwas verlegen. Es konnte ihm ja schlecht erzählen, dass es eigentlich für den nächstbesten angehenden Trainer zu haben sein sollte.

Aber der Junge kam ihm zuvor. „Ach so, du verstehst mich ja nicht“, sagte er und fügte nach kurzem Zögern noch hinzu: „Weißt du, morgen besuche ich den Professor und hole mir dort einen kleinen Freund ab. Ich hoffe nur, dass der auch so nett ist wie du.“ Irgendwie hatte das Wasserpokémon das Gefühl, dass der Junge so etwas nicht gesagt hätte, wenn er gewusst hätte, dass es ihn verstehen würde.

„Ein Pokémon muss nicht nett sein“, mischte sich ein anderer Junge in das Gespräch ein. „Es reicht wenn es stark ist und Kämpfe gewinnt.“

„Das meinst du nicht ernst!“, entgegnete der erste Junge schockiert.

„Natürlich meine ich das ernst. Und außerdem bringt es nichts, sich heute die Nacht um die Ohren zu schlagen und ein völlig verweichlichtes wildes Pokémon anzuquatschen.“ Dieser Junge schien etwa genauso alt zu sein wie der erste, war für sein Alter aber recht groß. Er hatte hellblonde Haare,

und sein ganzes Auftreten sorgte für eine kühle, unbequeme Stimmung. „Morgen ist der große Tag, und da hole ich mir ein richtiges Pokémon.“

Sollte das etwa heißen, dass ein Plinfa kein richtiges Pokémon ist? Der kleine Pinguin fühlte sich keineswegs verweicht, und um die Situation aufzuklären, sagte es: „Plinfa, plinfa pli!“.

„Spiel dich nicht so auf!“, antwortete dieser daraufhin. „Ein Wasserpokémon ist nun einmal nur etwas für Weicheier, da kannst du nichts daran ändern.“

Er wollte also nicht lernen, und das Plinfa fühlte sich nun erst recht angegriffen. Um seinem verletzten Stolz Ausdruck zu verleihen, ließ es sich zu einer Blubberattacke hinreißen.

Bevor der unerwartet nass gespritzte Kerl den nächsten Schritt machen und den Streit weiter eskalieren lassen konnte, mischte sich der erste Junge ein, indem er sich zwischen die beiden Kontrahenten stellte und sagte: „Schluss jetzt! Wenn du schon deine festgelegte Meinung hast, musst du sie nicht an jedem x-beliebigen Pokémon auslassen.“

Mit einem deutlich versöhnlicheren Ton wandte er sich an das Plinfa: „Und du solltest dir diese Aussagen nicht so zu Herzen nehmen. Das ist eben ein Hitzkopf, aber ich hab dich trotzdem gern.“

„Da bist du ja, Plinfa!“, erklang plötzlich die Stimme des Professors. „Du kannst doch nicht einfach so davon laufen. Was hättest du gemacht, wenn ich das offene Fenster nicht doch noch entdeckt und nach dir gesucht hätte?“

„Plinfa, pli...“, antwortete das Wasserpokémon leicht verlegen. Irgendwie war der kurze Ausflug zwar ereignisreich gewesen, aber es war doch beruhigend, dass der Professor sich Sorgen machte. Sicher würde er es am folgenden Tage trotzdem den drei Kindern anbieten. Zwei der angehenden Trainer hatte es gerade eben kennen gelernt - und bei dem freundlichen Jungen würde es nach diesem Abenteuer sogar gerne mitkommen. Nur was, wenn er es gar nicht haben wollte oder wenn das dritte Kind zuerst kam und es sich aussuchte?

Die Stunden bis zum Morgen waren schwer zu ertragen. Aber es hätte sich keine Sorgen machen müssen: Schon recht früh kam der freundliche Junge ins Labor, und nachdem der Professor ihm die Pokémon gezeigt hatte, sagte er ohne zu zögern: „Ich nehme natürlich das Plinfa.“

Kekskrümelliebe

In der lauten und nach Schweiß riechenden Masse verlor Katharina nicht das erste Mal die Orientierung. Lauter Verkehrslärm dröhnte in ihren Ohren und aufgewirbelter Staub ließ sie die Augen zusammenkneifen. Gerade wurde sie abermals von einem Mann im Anzug angerempelt und ohne Entschuldigung stehen gelassen, sodass sie beinahe das Gleichgewicht verlor, sich aber gerade noch fangen konnte.

Sie war nie gerne unter Menschen gewesen. So weit sie sich erinnern konnte, hatte sie seither immer still und zurückgezogen, ganz für sich gelebt. Sie erinnerte sich mit einem schüchternen Lächeln auf den Lippen daran, wie sie vor ein paar Minuten, nachdem sie die warmherzige Sicherheit ihres Zuhauses verlassen hatte, geschockt die Augen zusammengekniffen und die Hand als Schutz vor diese gehalten hatte - sie hatte die Sonne schon so lange nur von innen gesehen. Nun prickelte diese wohligh auf ihren Armen.

Wieso ging also ein Mädchen, welches die Einsamkeit so genoss, an einem so verkehrstüchtigen Tag, an dem die Sonne im Zenit stand, in die Innenstadt? Katharina ertappte sich dabei, wie sie rot wurde, obgleich sie den Grund noch immer nicht glauben wollte, nicht glauben konnte - ein Junge war der Grund.

Eigentlich verbot sich Katharina, an ihn zu denken - den Jungen, der jedem nur als Chris bekannt war, wobei sie seinen vollen Namen, Christopher, als schöner empfunden hatte. Doch sie war nicht imstande, einen Tag zu verbringen, ohne an ihn zu denken.

Sie hatte ihn eines Abends, als sie sich mit Keksen unter einer Decke verkrochen hatte, im Internet gefunden. War auf seine Seite gegangen - rein aus Neugier. Es war ja nicht so, dass sie nicht wusste, wer er war - zweifelsohne der beliebteste Kerl auf der Schule. Also, sie hatte sich, nachdem sie sich einen der herrlich schokoladigen Kekse in den Mund geschoben hatte, seine Bilder angeschaut, und zu ihrer Bestürzung festgestellt, dass ihr Herz schneller als normal gegen ihre Brust gehämmert hatte. Jeder wusste, dass er gut aussah. Alleine mit seinen immer perfekt liegenden, rabenschwarzen Haaren und seinen kantigen, aber nicht unattraktiven Gesichtszügen verzauberte er jedes Mädchen. Doch nicht dieses Wissen hatte das noch andauernde Herzklopfen in ihr ausgelöst - es waren vielmehr seine eisblauen Augen, die einen Tiefgang besaßen, der Katharina fremd war. Und so hatte sie sich mutig einen weiteren Keks in den Mund geschoben und ihn angeschrieben. Wissen zu wollen, wie es einem flüchtigen Bekannten geht, ist ja noch kein Eindringen in die Privatsphäre, hatte sich das Mädchen damals gesagt.

Und Christopher hatte ihr tatsächlich geantwortet. Dabei hatte er nichtmal eingebildet oder genervt gewirkt, im Gegenteil. Er hatte sie immer weiter angeschrieben, mit der Zeit sogar Komplimente gemacht. Selbst, wenn Katharina ihr Äußeres als nichts besonderes ansah - rehbraune Augen und kastanienbraune, schulterlange Haare, schmale Lippen - ein unscheinbares Mädchen, wie es im Buche steht. Was er also an ihr fand?

Wenn ich das wüsste, wäre ich schlauer. Erneut ertappte sich Katharina dabei, wie sie an Christopher dachte. Und erneut versuchte sie erfolglos zu ignorieren, wie sehr ihr Gesicht dabei kribbelte. Etwas hilflos suchte sie die Gegend ab. Christopher und sie hatten sich an einem großen Brunnen treffen wollen, jedoch kein Treffen im eigentlichen Sinne, wie Katharina es sich vorgestellt hatte. Christopher hatte geschrieben, er wolle nicht reden, nicht viel Zeit mit ihr verbringen. Er hatte es auf mangelnde Zeit und Scham gezogen, wenn Katharina es jedoch nicht besser wüsste, wollte er nur nicht in der Öffentlichkeit mit ihr gesehen werden. Verständlich, so unbeliebt wie sie war. Ein bitterer Beigeschmack kroch dem Mädchen die Kehle hoch. Die aufsteigenden Tränen blinzelte sie einfach weg. Nur nicht darüber nachdenken...

Briefe schreiben wollten sie sich gegenseitig, laut Christopher. Und Katharina hatte zugestimmt. So trat sie nun mit wackeligen Schritten auf den ihr immer näherkommenden Brunnen zu, den Brief, den sie sorgsam in einen rosa Briefumschlag gesteckt hatte, immer fester und dennoch vorsichtig an ihre Brust gedrückt. Als sie ihn von weitem erblickte, setzte ihr Herz zunächst einige Takte aus, ehe es seinen Rhythmus erneut schneller als normal fortsetzte. Seine Muskeln, die unter seinem T-shirt hervorkamen, verschlugen Katharina den Atem. In Echt sieht er ja noch besser aus... Als sie ihn endlich erreicht hatte, dröhnte ihr Herz so laut in ihren Ohren, dass sie fürchtete, er könnte es neben dem lauten Rauschen des Brunnens hören. Ein Lächeln schlich sich auf ihre Lippen, welches er sofort erwiderte. Er trat auf sie zu, bis sie sich ganz nah waren - so nah, dass sie seinen Geruch wahrnehmen konnte, männlich, maskulin. Sie wollte gerade die wacklige Stimme erheben, als er ihr zuvorkam. "Danke für dein Kommen. Du siehst wirklich wunderschön aus. Aber leider muss ich schon wieder los. Hier." Mit den Worten hielt er ihr den Brief hin, in schlichtes, weißes Papier gesteckt. Ehe sich Katharina für ihren Briefumschlag schämen konnte, nahm sie den Brief mit pochendem Herzen entgegen und gab ihm den ihren. Und dann sah er ihr in die Augen. Sie waren ebenso eisblau, wie sie sie sich vorgestellt hatte - Katharina drohte, sich in ihnen zu verlieren. Sie wurde gefangen in einem Gefängnis aus Eis, weit entfernt von Zuhause, und - "Wir sehen uns, bis dann." Abrupt wurde das Mädchen aus ihren Träumen gerissen, als Christopher sich schnell, aber sanft lächelnd abwandte. Mit schnellen Schritten und den Händen in den Hosentaschen ging er heim. Doch Katharina war nicht fähig dazu. Sie dachte stetig an seine Augen, denen eine Sanftheit innewohnte, die sie nicht beschreiben konnte. Selbst wenn er abweisend gewirkt hatte, seine Augen hatten eine ganz andere Sprache gesprochen.

Noch lange stand Katharina an Ort und Stelle, den Brief in den Händen, bedacht, ihn nicht zu zerdrücken. Ihr Herz hatte sich noch immer nicht beruhigt. Konnte man also sagen, dass sie verliebt war? Sie errötete. Mal wieder.

Hätte sie damals gewusst, dass ihr zukünftiger Mann vor ihr stand und nur so abweisend gewesen war, weil auch der coolste Junge der Schule Angst hatte, verletzt zu werden, hätte sie in dem Moment gewiss einen Freundensprung gemacht, direkt hinein in den Brunnen.

cannot escape

Nur noch zwei Meter. Ein Meter. Geschafft!

Schwer ein- und wieder ausatmend ließ ich mich auf der schmalen Holzstange nieder, obgleich ich ihren neuen und befremdlichen Geruch nicht ausstehen konnte. Erst, als ich sichergestellt hatte, dass mich dieses eigenartige Wesen nicht mehr verfolgte, entspannte ich mich allmählich und warf einen kurzen Blick auf meine gelb-grau gefiederten Flügel. Viele der Federn waren bereits von meinem Verfolger ausgerissen worden; die kahlen Stellen waren übersät mit Kratzern und Wunden. Auch diese waren mir teilweise von diesem Wesen zugefügt worden, doch auch ich trug eine gewisse Schuld daran. Als ich versucht hatte, vor dieser Gestalt zu flüchten, war ich schließlich mehrmals mit voller Wucht gegen das harte Metallgitter, welches uns umgab, geflogen. Was dachten sich diese Menschen auch dabei, mich mit diesem Monster zusammen einzusperren? Wie konnten sie mir das nur antun? Seit einigen Stunden musste dieses Wesen schon nach mir getrachtet haben; es war erstaunlich, welche Ausdauer es besaß. Und wie schnell es dabei war! Ich hatte kaum eine Chance, vor ihm zu entkommen. Wie ein Gummiball flog es quer durch den Käfig, prallte an einem der Gitterwände ab, startete einen neuen Anlauf. Fing mich mehrmals ein, riss mich zu Boden. Nur durch eine kurze Unaufmerksamkeit seinerseits gelang es mir immer wieder, aus seinen Fängen zu entkommen. Und dennoch führte es jede einzelne seiner Handlungen mit solch einer unglaublichen Geschwindigkeit aus, dass es mir schon schwer viel, seine Silhouette zu erkennen.

Ich atmete noch einmal tief ein und wieder aus. Ich musste möglichst schnell ein passendes Versteck finden. Doch wo? Hier schien nichts zu sein. Gar nichts. Bis auf die Holzstangen, die vereinzelt durch dünne Stoffseile an die Käfigdecke gehängt worden waren, und Essbarem, wie etwa Salatblättern und Sonnenblumenkernen, war der Käfig wie leergefegt. Damit mich diese Gestalt noch schneller erwischen konnte? Was zur Hölle hatten sich die Menschen dabei nur gedacht? ...aber wo hatte sich das Wesen dann versteckt? Es konnte sich doch unmöglich in Luft aufgelöst haben... oder doch?

Ich stieß mich von der Holzstange ab, machte anschließend einige Flügelschläge in Richtung abwärts und ließ mich dann behutsam auf dem harten, wenngleich angenehm kühlen Holzboden nieder. Wenn dieses Wesen jetzt endgültig fort war, konnte ich mich hier doch einmal genauer umschaun. Wo war ich hier eigentlich? Ich kannte diesen Ort nicht.

Der Boden war stellenweise mit altem Zeitungspapier ausgelegt worden; offenbar hatten es die Menschen schon benutzt, denn sonst würde es nicht so sehr nach ihnen riechen. In meinem Käfig hatte es derartiges nicht gegeben. Wieso also hier? War dieser Ort etwas besonderes? Oder vielleicht sahen ihn die Menschen als etwas besonderes an, da ich hier zum ersten Mal in meinem Leben auf ein Wesen traf, welches kein Mensch war? Schließlich war ich mein ganzes Leben lang alleine gewesen. Selten hatten sich meine „Besitzer“, wie sie sich nannten, um mich gekümmert. Diese sonderbare Gestalt, mit der ich hier gemeinsam verweilen musste, war das erste Lebewesen, welches mir länger als wenige Minuten lang Aufmerksamkeit schenkte. Und doch war mir diese Aufmerksamkeit schon fast zu viel des Guten.

Mit meinem kleinen, schwarzgrauen Schnabel hob ich einen der Kerne auf, die auf dem Boden vielleicht sogar zu hunderten verstreut lagen. Erst jetzt bemerkte ich den Hunger, der langsam in mir hochstieg und dazu zwang, den Kern ohne zu „kauen“, wie die Menschen dazu sagten, hinunterzuschlucken.

Je mehr Kerne ich zu mir nahm, desto sicherer fühlte ich mich. Die Gefahr schien gebannt zu sein; jetzt musste ich nur noch darauf warten, dass mich die Menschen wieder in meinen Käfig

zurückließen. Was hatten sie noch einmal gesagt, als sie mich hierher brachten?

„Du musst die Zähne zusammenbeißen, doch nachher wird es dir besser gehen.“

Wie hatten sie das gemeint? Besser gehen? Wieso denn das?

Ich schien so sehr in meine Gedanken vertieft zu sein, dass ich das leise Wimmern und das Geräusch schlaffer, sich mir nähernder Schritte kaum wahrnahm. Es war mehr oder weniger ein Zufall, dass ich mich ausgerechnet in diesem Moment umdrehte – und sogleich die Flucht ergreifen wollte. Schließlich war es wieder hinter mir aufgetaucht. Dieses Wesen, das mir nun schon seit Stunden folgte.

„Warte...“

Dieses Wort – nein, dieser unvollständige Satz – drang in mein Ohr und ließ mich erstarren. Diese Stimme. Wieso nur klang sie so vertraut? Und dennoch so ganz anders als die Stimmen meiner Menschen?

„Bitte... warte doch... höre mir zu!“, klang noch einmal die müde Stimme der Gestalt durch den verlassenen Ort.

„Du musst keine Angst haben. Bitte... ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich dir nachgestellt habe. Du hast nicht mit dir reden lassen... ich musste es tun! Ich wusste nicht, dass du so empfindlich reagierst... es tut mir leid.“

Das Wesen streckte etwas von sich. Im ersten Augenblick konnte ich nicht verstehen, was es damit bezwecken wollte. Was war das? Was wollte es damit?

Doch nur den Bruchteil einer Sekunde später begriff ich.

Lange Federn, gelb-grau. Etwas formend, was die Menschen in ihren Gesprächen untereinander als einen „Flügel“ bezeichnen.

„Du... du bist...“

Ein Oberkörper, voller winzig kleiner, leuchtend grüner Federn, welche im Licht der Sonne, die gerade durch das Metallgitter hindurch schien, zu schimmern begannen.

Kurze, gelbe Federn, die den Kopf zierten und zu einem noch kürzeren, grauen Schnabel führten.

Zwei große, schwarze Knopfaugen, die mich auffordernd, wenngleich auch bittend musterten.

Mir gelang es nicht, die Worte auszusprechen. Denn das, was sich vor meinen Augen abspielte, erschien mir eher wie einer dieser Filme, die sich die Menschen sonntagabends gerne ansahen. Oder wie ein Traum. Konnte es denn sein...? Nach so vielen Jahren? Würde ich denn endlich wieder jemanden haben, der meine Sprache versteht? Wie in der Zeit, in der meine Familie und Geschwister, an deren Aussehen ich mich kaum mehr erinnern konnte, noch bei mir waren? Etwas zierte das Gesicht dieses Wesens. Etwas, was man wohl als ein sogenanntes „Lächeln“ deuten könnte.

Ich hörte einen verschwommenen Laut, wahrscheinlich von den Menschen ausgesprochen. Ich konnte und wollte nicht genau hinhören; doch es klang wie „So ein Glück - offenbar ist es uns gelungen, beide Wellensittiche miteinander zu sozialisieren!“

Vertrauen

Normalerweise traue ich keinen Blutsaugern, eigentlich bringe ich jeden der Ihren um, sobald ich einen finde, doch bei ihr ist es anders gewesen. Sie war anders. Bereits bei unserer ersten Begegnung hatte sie es auf eine eigentümliche Art und Weise zustande gebracht, dass ich ihr mein Vertrauen schenkte und das wohlgemerkt als Vampir. Wie leichtsinnig ich doch gewesen war.

~

„Scheiße!“

„Was ist los?“

„Er ist hier, du Idiot!“ „Wer ist er?“

Der Größere und scheinbar auch Gefährlichere von beiden gab dem anderen einen Schlag gegen die Stirn.

„Vor wem haben wir wohl Angst? Wohl kaum vor einem Menschen, oder?“

Er holte tief Luft und sah mich an.

„Beweg deinen verdammten Kopf in die Richtung, in die ich schaue!“

Doch ich agierte schneller als der andere Vampir. Ich rannte direkt auf ihn zu, zog meine Pistole mit den Silbernitratgeschossen, visierte ihn an und drückte ab. Ein helles Geräusch hallte in der Gasse wider. Die Kugel traf den Blutsauger genau zwischen die Augen. Im nächsten Moment leuchtete er grell auf und zerfiel mit dem Kopf beginnend zu Staub. Der Andere starrte die Überreste seines gefallenen Gefährten mit weit aufgerissenen Augen an. Von seiner Selbstsicherheit war nichts mehr zu erkennen. Mein Pistolenlauf endete an seiner Stirn.

„Was willst du?“

Seine Stimme klang dünn und gepresst. Ich musterte ihn abschätzend, er war kein Reinblut, sondern ein Gewandelter, die Unwürdigste aller Vampirarten.

„Ich will Antworten.“

Ich war ruhig, obwohl ich darauf brannte einfach abzudrücken und ein weiteres dieser Monster in die ewigen Jagdgründe zu schicken.

„Von mir wirst du nichts erfahren, egal was du wissen willst! Aus mir bekommst du nichts raus, du Arschloch!“ Ich holte mit der Pistole aus und gab ihm einen rechten Haken. Seine Augen verengten sich zu Schlitzeln. Hasserfüllt starrte er mich nun an, nachdem sein Kopf durch den Schlag meiner Waffe nach links geschnellt war.

„Daywalker.“

Eine weibliche Stimme ertönte hinter mir. Ich hob erstaunt den Kopf, wie konnte es sein, dass ich jemanden übersehen hatte? Instinktiv legte ich meine bis dahin freie Hand an den Griff meines Schwertes, das auf meinem Rücken verweilte. Langsam drehte ich mich um, doch vor mir erstreckte sich immer noch diese elende Seitenstraße. Es war niemand zu sehen.

„Versuch es erst gar nicht, Daywalker. Ich zeige mich wenn ich es will“

Aus der Stimme klang Spott, sie machte sich über mich lustig.

„Wer bist du?“

Ich blickte immer noch in die Gasse, meine Pistole an der Stirn des Gewandelten. Meinen anderen Arm ließ ich wieder sinken, dennoch blieb ich angespannt.

„Das ist unwichtig. Du hast doch so oder so vor uns zu töten. Also sag mir, weshalb ich dir meinen Namen nennen sollte, Daywalker.“

Wieder dieser Spott. Ich bemerkte wie der Gewandelte etwas sagen wollte.

„Einen Mucks und ich drücke ab!“

Er überlegte es sich anders, bleckte lediglich seine Fangzähne und fauchte. Ein Schuss löste sich aus meiner Pistole. Wie sein Freund zuvor, leuchtete auch dieser hell auf und zerfiel zu Staub. Der Wind, der kurz wehte, nahm ihn mit.

„Es ist wahr, du bist kein Freund von langen Reden. Du lässt lieber deine Taten und Waffen sprechen.“

Blitzartig drehte ich mich. In meinem Blickfeld waren nur Kartons, doch durch meine vampirischen Sinne konnte ich mehr erkennen, als ein Mensch. Es war nur ein minimaler Unterschied der sie verriet, ihre Kleidung hob sich etwas von der Dunkelheit ab.

„Du bist auch einer der Unsrigen, ich weiß, dass du mich entdeckt hast.“

Sie trat aus ihrem Versteck hervor. Sie war eine Reinblütige. Sofort hob ich meine Waffe und visierte sie an. Sie blickte mich jedoch nur unbekümmert an.

„Willst du etwa schießen? Dann tu es doch, ich weiß, dass du nichts lieber tätest, als das!“

Ihre Augen funkelten herausfordernd.

„Doch dann kommst du nicht an die Informationen. Und die Antwort auf die Frage: Wer ist der Gefährlichste von uns“

Sie ging weiter. Mir stockte kurz der Atem, als sie außerhalb des Schattens war. Ein Mädchen mit langem, blonden Haar. Ihre Augen waren kristallblau und in ihnen spiegelte sich das Licht der Laternen wider. Die schmalen Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen und ihre feinen Gesichtszüge entspannt. Die blasser Haut erinnerte einen an das Mondlicht bei Nacht, jedoch war sie schöner als der Himmelskörper.

„Also, was wirst du tun?“, sie grinste unverschämte und selbstsicher während sie dies sagte. Sacht legte sie ihren Kopf in die Schräglage, sodass ihr einige Strähnen ins Gesicht fielen. Ich brauchte einen Moment, um mich aus der Bewunderung ihres Erscheinungsbildes zu befreien. Ja, was sollte ich tun? Ich könnte sie einfach umbringen, andererseits würde ich dann nie erfahren, wer nun der gefährlichste Vampir war. Widerwillig ließ ich meine Waffe sinken und blickte sie an.

„Nun sag schon! Wer ist der Gefährlichste von euch?“

„Vertraust du mir?“

Was zum Teufel sollte das?

„Ich warte“, fuhr sie fort.

„Wieso sollte ich? Damit du mich töten kannst!“, schrie ich sie an. Innerlich kochte ich geradezu vor Wut, doch ich musste mich zurückhalten.

„Nun, vertraust du mir oder nicht?“

„Na gut“

So hätte das nicht laufen sollen. Es vergingen einige Sekunden der Stille, niemand sagte etwas.

Weswegen hatte ich das eben gesagt? Ich konnte nicht fassen, was ich da gerade von mir gegeben hatte.

„Dann komm her“

„Niemals!“

Das ging mir eindeutig zu weit, mir jetzt auch noch Sachen zu befehlen! Was glaubte sie eigentlich, wer sie war?

„Ich dachte du vertraust mir.“

Sie grinste noch unverschämter als zuvor. Und ich ging tatsächlich auf sie zu. Entgegen jeglicher Vernunft.

Vertrauen... aber warum?

Rendezvous mit dem Teufel ...

„Willst du, was du nie hattest, musst du tun was du nie getan hast. Gib jedem die Chance, dein bester Freund zu werden, Gregorius.“ Es waren die letzten Worte, die ich von ihr vernahm.

„Obacht gnädige Dame! Es sind die Söhne eines Weibs, das Gott höchstselbst auf Erden gestraft hat, die dir folgen. Entledige dich ihrer, der Teufel ist in ihnen.“, rief ihr ein älterer Herr mit Schnurrbart und ungepflegter Frisur zu. An jenem Tag wollte Großmutter für uns anlässlich Petros Geburtstags neue Kleider besorgen.

Unsere Eltern starben kurz nach meiner Geburt. Mutter erkrankte an Antoniusfeuer. Eine schreckliche Krankheit, die den Körper von innen verbrannte. Sie überlebte den Kaiserschnitt nicht, der mich zur Welt brachte. Die Menschen hier hielten die Krankheit für eine Strafe Gottes. Das „innere Fegefeuer“ wurde sie geheißt. Mithin rührte der Hass, den uns die Seelen dieses Dorfes Antlitz entgegenbrachten. Ich lernte schon früh mit Ablehnung und Verachtung zu leben. Man solle alles Negative an sich heran lassen, doch sich dem niemals unterwerfen, lehrte mich Großmutter.

Eine Weisheit, die es nicht schaffte ins Bewusstsein meines Vaters einzudringen. Zu schwer wiegte der Verlust seiner geliebten Gemahlin. Der Schmerz durchbohrte sein weiches Herz und hinterließ eine Wunde, die nie mehr heilen sollte. Er fiel dem Alkohol anheim. Trank tagaus tagein. Mal mehr, mal weniger. Aber immer hatte er einen Krug in der Hand. Aus dem einst muskelbepackten stolzen Seemann wurde ein bejammernswerter Trinker, der selbst Feind seines Lebens war. Vollkommen ausgelaugt bereitete er in einer stürmischen Winternacht seinem jämmerlichen Dasein schließlich selbst ein Ende. Dem Wohlergehen seiner Kinder schenkte er Zeit seines Lebens nicht die Spur einer Beachtung. Großmutter war der einzige Mensch in unserem Leben. Der einzige Mensch, der uns liebte. Sie begab sich für uns ins Exil. Setzte sich für uns der Niedertracht aus. Übelwollendes Geschwafel musste sie unsertwegen ertragen und grausamste Erniedrigungen über sich ergehen lassen.

Sie lächelte dem Herrn ins Gesicht, nickte leicht und ging schweigend weiter. Mich nahm sie bei der rechten Hand, meinen Bruder Petros bei der linken und drückte dabei besonders fest zu. Als ob sie ihre Verbundenheit mit uns bekräftigen wollte. Der ältere Herr schien wie fassungslos. Geradewegs rannte der verwirrte Narr auf Großmutter zu und streckte sie mit der geballten Faust nieder. Blut strömte aus ihrer Nase. Regungslos blieb sie am vom Regen durchnässten Boden liegen. Ich spürte jedoch wie ihr Händedruck noch fester wurde. Sie ließ uns nicht los. Sie konnte nicht loslassen.

„Die Kinder des Teufelsweibs sind hier. Sie sind hier! Vertreibt die Teufel! Bewahrt Antliza vor des Teufels Unheil!“, fing der Greis wie besessen an zu brüllen. Er wiederholte diese aufhetzenden Worte immer und immer wieder. So oft, bis wir von einem wütenden Mob regelrecht flankiert waren. Einige waren mit Fackeln, Heugabeln und Peitschen bewaffnet. Andere kamen indes nur her, um zu beten. Im Chor beteten sie zu Gott, während die Heugabeln, die Fackeln und die Peitschen bedrohlich nahe an uns herankamen. Nie zuvor verspürte ich eine derartige Angst. Ich war noch sehr jung und Petros war ein Muttersöhnchen, der trotz seines Alters, er war zehn Jahre älter als ich, noch ängstlicher zu sein schien. Wir konnten nur hoffen, beten und weinen.

Gnadenlos holte ein junger Knabe mit der Peitsche aus, mit der er die Teufel aus Petros Körper vertreiben wollte, wie er sagte. Reflexartig warf sich Großmutter schützend vor Petros und fing die brutalen Hiebe mit ihrem schwächlichen Körper ab. Sie muss schier unerträgliche Qualen gelitten haben, ihre Schreie waren grässlich. Wie von Gottes Hand brach plötzlich ein gewaltiges Gewitter auf. Es regnete in Strömen. Starker Westwind erlosch die Feuer der Fackeln binnen Sekunden. Grelle Blitze erhellten den Himmel über Antliza. Ohrenbetäubender Donner dröhnte unmittelbar hinterher. Es war die stürmischste Nacht, die ich jemals erlebt hatte. Die Feiglinge, die uns angriffen, ließen ob des Gewitters von uns ab und flüchteten abrupt in ihren jämmerlichen Hütten.

An diesem Tage schworen Petros und ich unsere Großmutter niemals wieder solcherlei Leid widerfahren zu lassen. Leider Gottes ein Schwur ohne Wert. Am drauffolgendem Tage spürte ich förmlich wie kaltes Metall in ihren Körper eindrang. Wie ihre Lebenskraft unaufhaltsam ihrem Körper entwich. Es war, als ob das Messer nicht ihr Herz, sondern das meine durchstieß. Alles um mich herum war still. Ich hörte nur noch mein Herzklopfen. Rasendes lautes Herzklopfen und Blut. Blut, das auf den feuchten Holzboden tröpfelte. Ein letztes Mal schenkte sie mir ein wunderbares Lächeln, bevor sie die Welt der Lebenden verließ. Mit neun Jahren vermochte ich damals nicht zu begreifen was geschehen war. Mein großer und einziger Bruder Petros hatte vor meinen Augen unsere Großmutter kaltblütig ermordet. Noch am selben Tage verließ er wortlos Antliza. Warum? Warum hatte er das getan? Sie hat sich doch aufopfernd um uns gekümmert.

Unter allen Umständen musste ich Petros finden und bestrafen. Für das was er Großmutter und mir

angetan hat. Zehn lange Jahre suchte ich nach Antworten. Vergebens. Dann... ich traute meinen Sinnen nicht. Unverhofft kam er zu Besuch nach Antliza, als sich Großmutter's Tod zum zehnten Mal jährte. Er hatte Gemahlin und Tochter dabei und wahrlich die Unverfrorenheit, hierher zurückzukehren. Mit der Absicht mich zu besuchen! Würde ich seine Geliebten töten, so würde er denselben Schmerz erleiden den auch ich einst erlitt. Er würde verstehen was er mir angetan hat. Wie ein reumütiger Hund soll er um Vergebung winseln, um Gottes und meiner Gnade. Sofort rannte ich zur Küche, griff nach einem großen Schlachtmesser und stellte Petros zur Rede. Er konnte seine Tränen nicht unterdrücken, als er erwiderte: „Willst du, was du nie hattest, musst du tun was du nie getan hast. Gib jedem die Chance, dein bester Freund zu werden, Gregorius.“ Als ich diese Worte aus seinem Munde vernahm fing ich an das Unbegreifliche zu begreifen, während sich das Schlachtmesser in meiner Hand rot zu verfärben begann. Mein Bruder war kein böser Mensch. Doch tat er das Richtige? Ich bete zu Gott, ihm eines Tages im Himmel zu begegnen. Ihm und Großmutter.

Roots

Früher verglich meine Mutter die Familie immer mit einem Baum - es gab jemanden, der den Samen pflanzte und wir, die kleinen Blätter und dicken Wurzeln hingen von ihm ab. Jeder gehörte dazu und erfuhr dieselbe Liebe und Zuwendung.

Doch es sollte der Tag kommen, an dem ich an all diesem zweifeln würde, und dieser war heute gekommen...

Ich saß in einer Straßenbahn, die Richtung Ostviertel der Stadt fuhr, in der ich mein Leben verbracht hatte, falls man diese eintönigen 16 Jahre überhaupt so nennen konnte. Der erfrischende Geschmack meines schon lange gekauten Kaugummis erfüllte meinen Mundraum, meine Ohren hingegen nur der übliche Gesprächslärm, den man aus öffentlichen Verkehrsmitteln gewohnt war. Hier eine kleine Lästerei, dort ein gescheiterter Flirtversuch, daneben ein reicher Geschäftsmann, der seine Frau nach einer wichtigen Besprechung anruft. Ich wollte an keinem dieser Dialoge teilhaben, wie auch, immerhin kannte ich niemanden. "Kennst du denn überhaupt jemanden?", schoss es mir durch den Kopf. Es war ein Gedanke, den ich die letzten Tage immer wieder aufgriff. "Es war keine gute Idee, dir das Stammbuch zu schnappen!" Ich schämte mich, weil ich einen Blick in jenes so sehr geheiligte Buch warf, das meine Eltern mir - schon dumm, dass ich nie stutzig geworden war - verweigerten. Als hätten sie es eingeübt murmelten mein Vater und meine Mutter stets im Chor "Geheim, du willst nicht wirklich wissen, mit was komischen Leuten du verwandt bist!" Früher hatte ich darüber gelacht, weil ich mir ausmalte, auf einem runden Geburtstag einer entfernten Verwandten auf einen Mann im "Räuber Hozenplotz" Format zu treffen. Aber dazu würde es nie kommen...

Denn all dies ist ein Trugbild gewesen, die mir mit viel Mühe und Herzblut zusammen gesponnen worden war. Es hatte anfangs weh getan, dass ich nicht das war, für was ich mich gehalten hatte, dass sie mich belogen hatten. Aber nun saß ich hier - in einer Straßenbahn, die gewissermaßen der Express ins Ungewisse war und dessen Fahrtwind diese Traurigkeit verwehte.

Gefühlte zehn Minuten später hielt die leise schleichende Blechröhre an meinem Zielort, von dem es nur noch wenige Straßen in ihr Haus waren. Ich schritt auf die Eingangstür zu, ehe sich diese öffnete, ich einen großen Schritt machte und leise seufzte, weil mein Fuß eingeschlafen war.

Ein wenig zaghaft setzte ich meinen Gang fort, doch als keine weiteren Beschwerden auftraten, hielt ich mich nicht zurück und machte schnelle Schritte, fühlte mich nahezu unaufhaltsam.

Ich überflog die Straßenschilder, suchte verzweifelt nach einem großen "F", fokuzierte jeden Schriftzug der in mein Blickfeld kam, und endlich fand ich sie - die Fajastraße, in der ich ihnen endlich begegnen würde! Als ich feststellte, dass es noch wenige hundert Meter waren, bevor ich eine ganz neue Welt betreten würde, wurde mir noch schlechter als es mir ohnehin schon war. Ich

war unheimlich aufgeregt und freute mich zugleich darauf, dass sich alles klären würde. Vielleicht wollen sie mich ja sogar wieder und erkennen mich als ihre Tochter an? Ein quieckender Laut der Freude entrang sich meiner Kehle und ein leises Kichern schlich hinterher. Dann hätte ich endlich die Familie, die ich mir seit Tagen wünschte!

Verträumt und mit einer Menge euphorischer Schmetterlinge im Bauch sauste ich die gepflasterte Strecke hinunter, der Wind peitschte mir um die Ohren, verwuschelte meinen Pony und meine Ohren wurden so stark gekühlt, dass es fast schon wehtat, aber es war egal, es war mir so egal. Die Mittelohrentzündung ist es mir allemal wert!

Hausnummer 21, da müssen sie sein! Ein großes Haus, mehr nahm ich nicht wahr. "Warum wollen sie mich nicht hier haben....?" Hart und hinterlistig, wie ein Schleichangriff, traf mich dieser Gedanke und ich hielt inne. "Ja, stimmt...so viel Platz wie ein Kind hier hätte...und arm sehen sie auch nicht aus..." "Vielleicht haben sie dich ja weggegeben, um sich all das leisten zu können!" Es war eine schadenfreudig klingende Stimme, deren starkes Echo meinen brummenden Kopf erfüllte. Mein Herz begann unregelmäßig zu schlagen und ich befürchtete, meine Ohren würden dem Druck der dabei entstand, nicht widerstehen können. Tränen füllten meine Augen und schaurige Bilder von verzweifelte Karrieremüttern die ihre Kinder weggeben, ohne nur die geringste Spur von Trauer zu zeigen, meine Gedanken. Ich zog meinen Zeigefinger zurück, der gerade noch die Klingel mit der Aufschrift "Dornsteiner" betätigen wollte. Es war alles sinnlos gewesen...

"Entschuldigen sie, junges Fräulein, kann ich etwas für sie tun?", durchbrach eine freundliche und gut gelaunt scheinende Fraustimme meine Selbstmitleidsarie.

Ich sah hoch und blickte in nussbraune Seelenspiegel - genau dieselbe Farbe wie die meinen! Ich wollte etwas sagen, war hin und hergerissen, der Dame mein Anliegen vorzutragen oder eine Lügengeschichte, die ich mir auf die Schnelle herzaubern hätte müssen, doch ich wählte ersteres.

"Ich suche eine Marie."

"Bin ich, du bist?"

"Ich bin ihre Tochter." Ich sprach diese Worte mit Bedacht, wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen, auch wenn es dafür wohl zu spät gewesen war.

"Aber...", sie murmelte unverständlich einige Silben, während Schweißtropfen ihre Stirn benetzten und ihr herzförmiges Gesicht zehn Jahre älter schien. Ihre Lider schlossen sich zu einem schmalen Schlitz und ihre Unterlippe bebte. "Ich... habe keine Tochter. Und selbst wenn - es ist für uns beide besser so! Und jetzt schönen Tag noch!"

Sie donnerte die Tür vor meiner Nase zu. Ich verlangte nach einem Schmerz, dem Gefühl, dass es mich seelisch zerreißen würde. Doch nichts, es geschah nichts! Diese wütenden Worte der Frau ließen mich kalt. Ich hatte kein gebrochenes Herz, im Gegenteil. Ich wusste nun, was ich an ihr eigentlich hatte - nichts. Sie liebte mich nicht und hatte es auch scheinbar nie getan. Ich hatte mir diese Vorfreude und diese Befriedigung meines Gewissens nur eingebildet...? Diese Leere wich unerwartet einem füllenden und erwärmendem Gefühl. Liebe, das Gefühl, das mir meine Eltern immer gaben. Sie liebten mich, obwohl ich nicht ihr Kind gewesen war, zumindest nicht was das Blut anbelangte.

Manchmal ist es eben doch gar nicht so schlecht Dinge als etwas anzuerkennen und zu lieben, die diese gar nicht wirklich sind. Denn diese Illusion ist so viel schöner als Realität.

Schicksal oder einfach Pech?

„Autsch!“

Ich rieb mir den schmerzenden Kopf. Warum war dieser Idiot vor mir auch einfach stehen geblieben? Sowas tat man nicht in einer Menschenmenge, genau vor dem beliebtesten Kaufhaus der Innenstadt! Das konnte doch nur böse enden!

„Schauen Sie gefälligst, wo Sie hinlaufen“, gab der ziemlich untersetzte Mann mit grauer

Halbglatze zurück und drehte sich um. Aus kleinen, schwarzen Augen starrte er mich böse an. Äh, was? Er war doch derjenige gewesen, der Schuld hatte! Ich hatte ja nicht damit rechnen können, dass er sich dazu entscheiden würde, plötzlich nicht mehr vorwärts zu gehen. Pfuh!

„Ent-schuld-di-gung“, erwiderte ich mit ironischem Unterton, „das nächste Mal frag ich meine Mitmenschen vorher, ob sie vorhaben, mitten in der Menschenmenge in der Innenstadt stehen zu bleiben. War mein Fehler, natürlich.“

Offensichtlich schien ihm mein Ton nicht zu gefallen, denn er verengte die Augen. Himmel, jetzt sah er fast aus, als hätte er keine mehr...

„Was bilden Sie sich ein? Sein Sie bitte höflich zu Respektpersonen.“

„Wie bitte?“ So langsam verlor ich echt die Geduld. Was hatte dieser Typ, den ich noch nie gesehen hatte, mir auch schon zu sagen? Und wo er eine Respektperson war, war mir auch schleierhaft. Okay, er trug einen schwarzen Anzug mit Krawatte sowie eine Brille und wirkte schon etwas älter, aber sonst... „Sie waren doch derjenige, der mich hier so ausgeschimpft hat, für etwas, das nicht mein Fehler war.“

Jemand zog mich am Arm und ich bemerkte, dass es mein großer Bruder Lars war, der mich in die Innenstadt begleitet hatte.

„Hey, Lisa, ich glaube, du solltest dich mal beruhigen... Wie wäre es, wenn du und auch Sie“ – er deutete auf den Mann – „versucht... Versuchen, nett zueinander zu sein? Nur so als Vorschlag.“

„Ich bin nett, wenn er höflich ist und sich entschuldigt.“ Zugegeben, ich war vielleicht nicht gerade einsichtig, aber er reagierte dann doch ein bisschen über, vor allem gegenüber jemandem, den er nicht kannte.

„Was bilden Sie sich eigentlich ein, wer Sie sind?“, rief der Mann, seine Stimme unverkennbar wütend. Naja. Ich hatte es mir bei ihm sowieso schon versaut, also...

„Lisa Schultze. 16. In der Qualifikationsphase 1 seit drei Wochen.“ Da konnte ich auch gut meinen Sarkasmus beibehalten, besser wurde es hier eh nicht.

„Lisa“, warnte mich mein Bruder und zog erneut an meinem Arm. „Tut mir leid, meine Schwester ist etwas impulsiv.“

„Und im Recht“, fügte ich hinzu, was mir zwei böse Blicke einbrachte. „Bin ich doch.“

Lars seufzte. „Lass uns einfach gehen. Drüben der Laden hatte diese Schuhe, die du wolltest, im Sonderangebot, also wird dich das vielleicht interessieren, und wenn wir nicht sofort loskommen, sind sie vielleicht schon weg.“

„Das ist mir gerade sowas von egal! Ich will jetzt endlich eine Entschuldigung hören!“, verlangte ich mit Blick auf den Mann. „Für wen halten Sie sich eigentlich, jetzt wo Sie wissen, wer ich bin? Oder glauben, wer ich bin. Wie auch immer.“

„Für jemanden, der weit mehr Lebenserfahrung als Sie hat, um zu wissen, wann ihn jemand absichtlich anrempelt.“

Mir fehlten die Worte. Sprachlos, aber mit offen stehendem Mund, gestikulierte ich wie wild in der Luft, bevor ich ein nicht unbedingt aussagekräftiges „Wie bitte?“ herausbrachte.

„Lisa“, zischte Lars. Mittlerweile hatte sich die Menschenmenge zu uns gedreht und betrachtete unser nicht gerade leises Gespräch. Ich meinte sogar, Handykameras zu entdecken, die uns filmten. Na wundervoll. Jetzt machte man mich auch noch zur YouTube-Lachnummer. „Das ist doch alles nur ein großes Missverständnis...“

„Natürlich nehmen Sie ihre Schwester in Schutz, obwohl Sie genau wissen, dass das Mädchen keinerlei Respekt vor älteren Menschen zeigt! Sie sind doch auch nicht besser.“

„Wie bitte?“ Lustig, wie sehr Lars nach mir klingen konnte, wenn wir uns in derselben Gemütslage befanden.

„Ich sag's dir doch!“, murmelte ich. Lauter richtete ich meine Worte an den Mann. „Lassen Sie meinen Bruder heraus. Glauben Sie mir, ich habe Sie sicherlich nicht absichtlich angerempelt, und ich dachte, zu Beginn des Gespräches hieß es noch ‚Passen Sie auf, wo Sie hinlaufen‘. Das impliziert nicht gerade, dass es Absicht war.“

„Es war unglücklich formuliert“, entgegnete der Mann.

„Sie wissen auch nicht, was Sie wollen!“ Im Nachhinein nicht unbedingt die beste Aussage, aber das war mir in dem Moment auch egal. „Wissen Sie was? Tut mir leid. Tut mir leid, dass Sie einfach so stehen geblieben sind, tut mir leid, dass Sie offensichtlich Alter mit Erfahrung verwechseln und tut mir ganz besonders leid, was für ein völliger Idiot Sie sind.“

„Jetzt übertreibst du’s“, tadelte mich Lars.

„Na und?!“ Wenn ich mich einmal in Rage geredet hatte, war mir auch mein sonst so geliebter Bruder total egal. „Ich bin hier durch. Hoffentlich bleibt es bei diesem einen, ersten Treffen.“ Und mit diesen Worten streckte ich ihm die Zunge raus und zog meinen Bruder fort, während ich meinte, hinter mir irgendwas von der ach so unhöflichen Jugend von heute zu hören sowie einige Leute, die sich schon einmal fragten, wie viele Klicks dieses Video wohl auf YouTube bekommen würde. Na wundervoll.

Als wir außer Hörweite waren und einen ziemlich wütenden Mann stehen gelassen hatten, verdrehte ich die Augen. „Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?“, äffte ich ihn nach. „Was war denn das für einer?“

„Es war ‚was bilden Sie sich eigentlich ein, wer Sie sind‘. Aber du warst ja auch im Recht, nur er schien nicht gerade so, als würde er sich dafür interessieren.“

„Trotzdem. Unhöflicher Typ.“

Lars zuckte die Achseln. „Hatte wohl einen schlechten Tag oder so.“

Pah. „Wer’s glaubt.“ Hauptsache, ich traf den nie wieder, sonst wäre ich wohl relativ aufgeschmissen. So hinterher fielen mir natürlich gute Argumente ein. Aber nun war es ja egal. Hoffentlich erlebte ich so einen spontanen Streit nicht noch einmal.

Zwei Tage später saß ich gelangweilt im Matheunterricht und starrte auf meinen Colleagueblock.

Endlich hatte sich der Lehrer, der drei Wochen weg gewesen war, mal hierher bequemt.

Plötzlich ging die Tür auf und das, was wohl der Lehrer war, trat ein...

Verdammt. Verdammt. Verdammt!

Diese Halbglatze und diesen Anzug dieses dicken, älteren Mannes kannte ich doch.

stimmlos

Als ich sie das erste Mal traf, ahnte ich nicht, was sich hinter ihrer grauen Fassade verbirgt. Ich ahnte nicht, dass ein Mensch, so still und undurchschaubar er auch war, eine so zarte, glückliche Seite haben konnte, die nur jene zu Gesicht bekamen, deren Verständnis für Einsamkeit so groß war wie das ihre, das ihr ganzes Leben weitgehend bestimmte.

An diesem schicksalhaften Dienstag - ich erinnere mich genau, dass es Dienstag war, da an diesem Tag mein Wecker streikte - war anscheinend alles normal. Nur, dass für mich an der erste Tag auf dem Gymnasium begann. Mit viel Mühe und Not hatte ich als einer der schlechtesten Teilnehmer die Aufnahmeprüfung bestanden, obwohl ich kein dummer Schüler war. Viel mehr war der Grund dafür, dass die Aufnahmeprüfung ebenfalls an einem der verhängnisvollen Dienstage stattfand.

Wie an jedem anderen Tag auch zog ich das erstbeste an, das in meinem Schrank lag - ein graues T-Shirt mit einer beigen Dreiviertelhose, aß wie jeden Morgen meine Cornflakes, wobei ich die Schale umstieß und Milch über den Tisch kippte. Auch den Schulbus nahm ich pünktlich und kam viel zu früh zur ersten Stunde. Vor dieser grauste es mir, denn niemand aus meiner alten Klasse war auf die gleiche Schule gewechselt, die meisten waren auf Real- und Gesamtschulen gekommen, von denen man nur das Schlimmste hörte. Ich meine, sollte es nicht verboten werden, dass Schüler auf dem Schulhof rauchen?

Da es leicht nieselte und der Wind nicht grade angenehm war, steuerte ich gradewegs auf das

Klassenzimmer im ersten Stock zu, dessen Tür weit und einladend offenstand und bei dem man mir gesagt hatte, das ich dort hingehöre. Ich war gespannt, wie mein neues Leben wohl aussehen mochte, also beschleunigte ich meine Schritte, und war im nächsten Moment in meiner Zukunft angekommen.

Auf den ersten Blick wirkte die Klasse ziemlich normal - drei bullige Typen standen in einer Ecke und flüsterten miteinander, die anderen waren um einen Tisch versammelt, an dem ein blonder Junge mit Brille ein Kreuzworträtsel löste. Von allen Seiten gab es Geschrei, wenn jemand etwas wusste, also war es entsprechend schwierig, alles zu verstehen. Im Grunde verstand ich nur Wortfetzen, wie etwa: „Das...Bohnensalat...schwierig!“ oder „Warum denkst...richtig...obwohl...“ Also setzte ich mich in die hinterste Reihe an einen Tisch, der noch leer schien, packte mein fast schon zerfallenes Federmäppchen aus und setzte mich.

Erst Sekunden später bemerkte ich ein zweites Federmäppchen auf der anderen Tischhälfte. Fast zog ich in Erwägung, einen Tisch weiterzugehen, doch traute ich mich nicht. Die Person, die dort saß, wäre sicherlich enttäuscht, wenn ich mich wegsetzen würde, und würde denken, dass ich sie nicht mag. Wenn dort also jemand anderes sitzen sollte, wäre ich natürlich gegangen, doch erst einmal blieb ich, wo ich war. Gespannt versuchte ich, an der Farbe der Tasche herauszufinden, ob mein neuer Sitzpartner ein Mädchen oder ein Junge war. Aufgrund der Sachen, die auf dem Tisch lagen, einem Buch, einem einfachen blauen Bleistift und einer schwarzen Tasche, konnte ich jedoch niemanden identifizieren, und beschloss, einfach zu warten. Ich beobachtete stattdessen die Schülermasse, die sich um den Kreuzworträtseljungen geschart hatte. Dort war es ruhiger geworden; anscheinend waren alle einfachen Fragen gelöst und nur einige verstanden überhaupt noch, was gemeint war. Auf einmal löste sich eine Person aus der Gruppe. Sie war klein und dünn und was mir sofort auffiel: sie starrte geradeaus! Ohne den Blick zu senken lief sie zu meinem, und anscheinend auch ihrem Tisch und ließ sich auf dem Stuhl fallen. Ihr mittellanges, braunes Haar wippte leicht auf und ab, und einige Haarsträhnen fielen ihr über die Augen. Sie machte keine Anstalten, die Strähnen zurückzuschieben, sondern lies ihren Blick immer noch still geradeaus laufen, als wäre dort etwas wahnsinnig Interessantes.

Den ganzen Tag ging es so weiter; durch unsere neue Lehrerin, dessen Namen ich ständig vergaß, sah sie einfach hindurch. Erst, als die Lehrerin die Namensliste verlas, erfuhr ich ihren Namen: Alice. Ein schöner Name, wie ich fand. Sie nickte der Lehrerin kurz zu, dann starrte sie weiter. Was war mit diesem Mädchen? Hielt sie sich für so begabt und toll, dass sie mit niemandem etwas zu tun haben wollte? In den Pausen war sie alleine, wirkte fast so, als wäre ihre ganze Erscheinung nur ein Schatten, ein Hologramm, etwas, das nicht wirklich existierte. Ich dagegen kam mit den anderen schnell ins Gespräch. Nur sie war alleine... warum nur?

Am Nachmittag trudelten nach und nach alle nach Hause, doch unsere Lehrerin hielt mich zurück. Sie wartete, bis alle anderen gegangen waren, dann begann sie mit ruhiger Stimme zu sprechen: „Wie schön, dass du dich neben Alice gesetzt hast. Ich dachte schon, dass... niemand in ihre Nähe möchte.“

Überrascht starrte ich sie an. „Warum das denn? Hat sie etwas so schlimmes getan? Sagen sie's!“ Ich war erstaunt, wie schrill und laut meine Stimme war, doch zu meiner Überraschung seufzte sie und fing an. Sie erzählte mir alles. Von Alice' Eltern, die beim Bau einer Brücke geholfen hatten. Von der jungen Alice, die jeden Tag nach der Schule kam, um dem Bau anzusehen. Und davon, dass die Brücke einstürzte. Bei dem Fall kamen Alice Eltern zu Tode, sie aber überlebte und wurde mit vielen Verletzungen ins Krankenhaus gebracht. Seit diesem Tag an war sie stumm. Ärzte vermuteten, dass ihre Stimmbänder beim Sturz beschädigt wurden, der Therapeut bestand darauf, dass all das vom Schock käme... doch alles in allem war das egal. Sie sprach nicht. Ohne ein einziges Wort ging ich aus dem Klassenzimmer und lies meine Lehrerin alleine.

Draußen lief ich über den Schulhof und ließ mir Alice' Geschichte durch den Kopf gehen. Es musste grausam sein, nicht sprechen zu können, nur zuhören und nichts erwidern - das musste eine Qual sein.

Als ich am Schultor ankam, hielt ich jedoch inne. Gegenüber der Schule war ein kleiner Teich, auf dem einige Enten schwammen und leise quakten. Auf einer Bank saß eine Person, die sich wie gerufen umdrehte. Sie hatte mittellange, braune Haare und karamellfarbene Augen. Und sie lächelte.

Und ich lächelte zurück.

Eine Frage des Spürsinns

Es war ein kalter Herbstabend. Wie soll es auch anders sein, eine jede Geschichte wie diese beginnt mit einer buntnüchternen Nachtlaternenatmosphäre inmitten eines Regens verstorbener Laubblätter. Es wäre eine Farce, dies in dieser Handlung zu ändern.

John M. Sage, ein Bilderbuchbeispiel für einen Kriminalkommissar, stand am Straßenrand. Zigarre rauchend. Eine Concorde von Hoyo de Monterrey. Die Hände in den Manteltaschen, der Blick in seinem aschfahlen Gesicht kalt, sein Drei-Tage-Bart rau.

Er war im Dienst. Ein schwieriger Fall mit einem gnadenlosen Verbrecher. Der Kriminelle, nur unter dem Pseudonym „Krakenfinger“ bekannt, unternahm bereits unzählige Entführungen – eine jede mit Erfolg. Niemand kannte sein Gesicht. Mythen und Sagen umgaben seine Person, unter der örtlichen Polizeistelle wurde er gar als Illusion betitelt. Doch nicht von Kommissar Sage, diesem Fall hatte er sich angenommen, um alle Geheimnisse zu lüften.

Die Straße schwieg. Hier kamen nur selten Menschen vorbei, ein von der Öffentlichkeit entfernter Ort war im Interesse beider Parteien. Denn auch, wenn Krakenfinger noch keinem Menschen sein Leben geraubt hatte, so stand die Sicherheit der Bürger der Stadt wie auch die der Entführten an erster Stelle.

Sage war nicht alleine. Die Mutter des entführten Mädchens stand angespannt neben ihm. Elf Tage hatte sie ihre Tochter nicht gesehen, jetzt, am Abend der Übergabe, würden sie sich wieder in den Armen liegen. So ihre Hoffnung.

Nach kurzer Zeit des Schweigens und der Anspannung fingen die Kirchturmglöckchen an zu läuten. Das Signal, jetzt kam es zum Aufeinandertreffen. Sage und die hoffnungsvolle Mutter machten sich auf den Weg in eine Seitenstraße. Ein kleiner Weg, der von zwei hohen und dichten Hecken umgeben war und der ebenfalls nur zwei Eingänge besaß. Der perfekte Ort, um den Entführer zu stellen. Doch der Vorschlag für diesen Platz, und dafür hatte Sage noch keine plausible Erklärung, kam von Krakenfinger. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Am Gullydeckel blieben sie stehen. Und warteten.

Ein Surren erklang. Wie das elendig kratzende Geräusch einer ungestimmten Gitarrensaite. Ein Ablenkungsmanöver, solche kleinen Tricks konnten den Kommissar nicht aus der Fassung bringen. Seinem Geleit dagegen schon. Die Mutter bekam Panik, hielt sich die Ohren zu, schrie und fluchte. Doch Sage konnte sich nicht um sie kümmern. Für ihn zählte nur das Gesicht des Entführers – der Sieg.

Es hieß: keine Polizei, nur der Kommissar dürfe mitkommen. Sollte der Entführer also Wind davon bekommen, dass sich Polizisten an beiden Wegeingängen positionierten und außerdem vom Häuserdach der Textilfirma das Geschehen beobachteten, würde er das Treffen beenden und beim nächsten Mal mehr Geld verlangen oder dem Opfer etwas antun. Deshalb verzichtete Sage auf Funksignale, nur seinen alten Colt konnte er nicht entbehren. Sicher ist sicher...

Von vorne kam jemand. Eine alte Frau, lockiges Haar, Gehstock, große Brille. Eine Marionette? Sie

konnte scheinbar das unangenehme, schrille Geräusch nicht hören. Zufall? Sie ging langsam... zu langsam. Vielleicht hatte der Entführer auf diesen Moment gewartet. Vielleicht...

Ein Fußball flog über die Hecke und landete etwa fünf, sechs Schritte vor dem Kommissar. Sage war sich ganz sicher: Das war eine Rauchbombe. Geistesgegenwärtig lief er zur älteren Dame fasste sie am Arm und sah im nächsten Moment, wie der Ball explodierte und sich schwarze Nebelschwaden materialisierten. Die ältere Dame war Krakenfinger, da war er sich sicher. Plötzlich ein Schrei. Die Mutter. Der Unsicherheitsfaktor. Auch die Großmutter begann zu husten und zu fluchen, irritiert schlug sie mit dem Gehstock um sich. Doch Sages Griff blieb fest umklammert. Er konnte nichts sehen, nur schwer hören. Doch das Gefühl, den Täter zu umklammern, reichte ihm.

Der Rauch verschwand nach kurzer Zeit wieder. Der Koffer mit dem Geld war noch in der Hand des Kommissars, die Mutter kugelte sich weinend auf dem Boden ein, die ältere Dame schaute mit verdutztem Blick zu Sage. Doch keine Verkleidung? An den beiden Eingängen explodierten zwei weitere Rauchbomben. Der Kommissar würde den Entführer bald sehen. Die erste Begegnung war in naher Zukunft.

Der Gullydeckel öffnete sich. Wie vermutet. Ab diesem Moment lief die Übergabe für Sage nach Plan. Das entführte Mädchen schritt zuerst heraus, ihr folgend kam ein junger, schwächlicher Mann mit kleinen Augen und lockigem Haar. War das Krakenfinger? Das wäre zu einfach. Sage, die ältere Dame noch fest umklammert, richtete seinen Revolver auf das Mädchen. Sie war es nicht, wäre ihre Mutter bei klarem Verstand, sie könnte es bestätigen. Doch Sages Spürsinn reichte in diesem Moment vollkommen.

„Krakenfinger. Zeig dich!“

Das Surren verschwand, ein leises Piepen im Ohr blieb. Auch die Nebelschwaden an den Eingängen lösten sich auf. Der perfekte Moment für die Übergabe wurde verpasst... oder?

Plötzlich setzte sich der Junge in Bewegung, stürmt auf die am Boden liegende Mutter und hielt ihr einen Revolver an die Schläfe. Sage handelte schnell, und zielte mit seinem Colt auf den Jungen. Es wurde brenzlich, er hatte drei unbekannte Faktoren, von denen jeder Krakenfinger, aber keiner das entführte Mädchen sein konnte.

Er musste sich festlegen und die verdächtigste Person in die Enge treiben. Er gab einen Schuss in den Himmel, rannte zum Mädchen und kehrte ihr den Rücken zu. Zwei Polizeieinheiten stürmten von beiden Seiten entlang des Weges und drohten mit ihren Pistolen dem Jungen und der alten Frau. Nur Sage visierte die am Boden liegende Mutter an.

„Die erste Begegnung mit dir war doch früher, als erwartet. Nur hast du die Rolle der sorgenvollen Mutter zu perfekt gespielt. Männer, nehmt sie fest und reißt ihm die Maskerade vom Gesicht.“

Kurz nachdem die Polizisten dem Befehl befolgten, wurde erneut eine Rauchbombe direkt neben Sages Füßen gezündet. Er schmiss den Geldkoffer zu Boden, tastete in seiner Manteltasche und entnahm ihr Handschellen. Das Mädchen wiederum griff das Handgelenk des Kommissars und versuchte es zu verdrehen. Erfolglos. Sage reagierte, indem er die Handschellen um sein und ihr Handgelenk schloss und verhinderte so, dass sie seinen Revolver nehmen konnte.

„Nun bist du also auch auf meine Finte reingefallen.“ Der Kommissar lächelte und als die Rauchwolken verschwanden sah er in das verdutzte Gesicht von Krakenfinger im Mädchenkostüm. „Entführer verlassen ihren einzigen Fluchtweg ebenso selten, wie mein Spürsinn mich täuscht. Nie“ Mit einem lauten Lachen feierte John M. Sage seinen Sieg.

Gestörte Idylle

Ohne ein Geräusch schloss sich das Portal hinter ihr. Und damit war sie der Realität ein weiteres Mal entflohen. Hier, in ihrer Traumwelt, funktionierte alles nach ihrem Willen. Die Stunden, die sie an diesem Ort verbrachte, waren für sie meist die wertvollsten des ganzen Tages. Doch es gab einen Haken – wie sollte es auch anders sein? So konnte sie nicht für immer hier verweilen. Das Portal funktionierte nur in der Zeit zwischen Sonnenuntergang und Mitternacht. Wenn sie bis dahin nicht von selbst wieder in die Wirklichkeit zurückgekehrt war, wurde sie hinausgeschleudert, was nicht gerade ein sehr angenehmes Gefühl war. Aber bis Mitternacht lagen zum Glück noch ein paar Stunden vor ihr.

Lächelnd schlenderte sie zu einem Blumenbeet, das bis zum Horizont zu gehen schien, und pflückte sich eine Margerite, die sie sich in das Haar steckte. Verträumt ließ sie ihren Blick noch einmal über das Meer aus sich im sachtem Wind wiegenden Pflanzen schweifen, um dann ihren Weg fortzusetzen.

Mit einem Mal bekam sie eine Gänsehaut. Da war etwas. Und es gehörte sicher nicht hierher. Es fühlte sich nicht so an, wie alles andere an diesem Ort. Beinahe, als wäre es ... lebendig. Abrupt blieb sie stehen und drehte sich um. Nichts. Doch, ein leises Kichern. „Komm' raus, oder ...“, rief sie, wusste ihre Drohung aber nicht zu vervollständigen. Ihr Herz pochte. Wie konnte das sein? Niemand kannte den Zugang, niemand wusste von diesem Ort. Und jetzt auf einmal war sie nicht mehr die Einzige, die von diesem Geheimnis wusste.

„Oder?“, fragte eine männliche Stimme ganz aus der Nähe. Sie ballte die Hände zu Fäusten und drückte ihre Zähne so sehr zusammen, dass es knirschte.

„Komm' einfach raus, Feigling!“, sagte sie mit vor Wut bebender Stimme. Es gefiel ihr gar nicht, dass jemand unerlaubt in ihr, und allein ihr, Paradies eingedrungen war und dann auch noch meinte, solche Spielchen mit ihr spielen zu müssen.

„Na, na! Wer wird sich denn gleich so aufregen?“, tadelte die Stimme amüsiert. Was für ein Witzbold. Sie würde ihm schon zeigen, wie witzig er war.

„Du kommst jetzt -“, schrie sie.

„Ist ja gut!“, wendete die Stimme ein. Daraufhin war ein Schnipsen zu hören und mit einem Mal stand ein Junge vor ihr. Er war wohl etwas älter als sie, zumindest beinahe einen Kopf größer.

„Besser“, meinte sie einsilbig. Sie hatte sich schon genug lächerlich gemacht. Ihre Hitzigkeit ging oft genug mit ihr durch, doch irgendwie schaffte sie nie, es zu verhindern. „Und was machst du hier?“, erkundigte sie sich leicht verärgert.

„Wieso?“, fragte er zurück.

„Das hier ist meine Welt, du hast hier nichts zu suchen!“, funkelte sie ihn böse an. Seine Art, mit ihr zu reden, gefiel ihr ganz und gar nicht. Als wäre es selbstverständlich, dass er hier war.

„Anscheinend ja schon, sonst wäre ich wohl nicht hier“

„Habe ich dir erlaubt, hier zu sein?“, fragte sie säuerlich. „Nein. Also verschwinde gefälligst“, gab sie sich selbst die Antwort. Und noch immer fragte sie sich, wie genau er hier her gelangt war. Das Portal hatte sich hinter ihr geschlossen, ja, aber bis eben war er schließlich unsichtbar gewesen. Oder gab es etwa noch ein zweites Portal? Nein, das konnte nicht sein, dies war ihre Welt, also würde sie davon wissen.

„Ich habe sehr wohl ein Recht, hier zu sein“, konterte er, „also bleibe ich auch“

„Welches Recht?“, fragte sie kritisch. Konnte er sie nicht einfach in Ruhe lassen? Die Zeit, die sie hier verbrachte, war schon schnell vorbei, wenn sie sich nicht erst mit frechen Eindringlingen beschäftigen musste.

„Deine Träume sind auch die meinen, Luminia. Also gehört dieser Ort auch mir“

Sie erschauerte, als sie ihren Namen hörte, versuchte aber, es als billigen Trick abzutun. Dann schielte sie grinsend zum Blumenfeld. Dies war also auch sein Traum? Endlose Weiten, bedeckt mit bunten, duftenden Blüten?

„Warum sollten wir die selben Träume haben? Die gehören schließlich alle mir!“, gab sie als Erwiderung, merkte aber sogleich, wie schwach und kindisch diese war.

„Dass du immer noch nicht verstanden hast ... Deine Sturheit scheint deinen Verstand ja gut unter Kontrolle zu haben“, stellte er fest und sah sie mit einem undeutbaren Blick an.

„Was soll das hei-“, setzte sie an, wurde aber sogleich unterbrochen.

„Man könnte auch sagen, ich wäre einer deiner sehnlichsten Wünsche, Lumi!“, provozierte er.

„Du? Pah, dass ich nicht lache!“, erwiderte sie, wurde aber gleichzeitig rot. Was bildete sich dieser Kerl eigentlich ein?

„Sieh, es stimmt doch!“, prustete er und versuchte, ein Lachen zu unterdrücken. „Du und ich, Kleines, wir träumen, denken, fühlen das Selbe. Eine Seele in zwei Körpern, so nennen es Romantiker gerne. Wir sind seelenverwandt“, erklärte er mit leiser, eindringlicher Stimme. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Seine Worte, sie schienen etwas tief in ihr zu berühren. Es musste die Erkenntnis sein. Mit einem Mal ging ihr auf, dass auch sie so gehandelt hatte, als sie diesen Ort das erste Mal betreten hatte. Bloß, dass damals niemand ihn verteidigt hatte, so wie sie es tat. So hatte sich ihre Vermutung, dass dieser Platz ihr gehörte, für sie bestätigt. Und doch musste sie ihn jetzt wohl teilen.

„Wenn du denkst, dass du mich damit beeindrucken kannst, liegst du aber mächtig falsch!“, stellte sie klar, merkte aber auch, dass sie es schon gar nicht mehr ernst meinte. „In Ordnung. Du darfst hier bleiben. Aber lass' mich bloß in Ruhe!“

Sein Mund verzog sich zu einem schakalhaften Lächeln, seine Augen blitzten verschwörerisch.

„Natürlich, Lumi“, meinte er sanft.

„Und hör' mir bloß mit diesem Spitznamen auf!“

Stille Beobachter

„Ist es wirklich in Ordnung, wenn ich mich zu euch setze?“, fragte sie kleinlaut. *Wirklich, wirklich?* Liana verdrehte die Augen. „Natürlich, wie oft denn noch? Die werden dich schon nicht fressen.“

Die Cafeteria war zum Bersten gefüllt, viel zu viele Menschen für ihren Geschmack. Die Meisten tummelten, drängelten und pöbelten an einer langen Zeile, auf deren Oberfläche sich Vitrine an Vitrine reihte. Dies musste wohl die Essensausgabe sein, doch im Moment glich dieser Ort eher einem Käfiggitter bei einer Speisung für Hyänen.

Sie schaute weiter um sich, Liana war inzwischen zu dieser Raubtierfütterung weitergezogen. Die Neue hatte sie an einem Tisch zurückgelassen, der wohl der Stammtisch ihrer Clique war. Gleich würde sie mit vielen Leuten bekanntgemacht werden ...

Das einzige mit dem sie sich momentan bekannt machte, nachdem sie auf einer der harten Bänke Platz genommen hatte, war die Struktur der Tischoberfläche. Tischoberflächen waren gut. Sie waren immer nett, und egal was man ihnen erzählte, sie dachten nie schlecht über einen. Sie waren eben Tischoberflächen und daher nicht sehr anspruchsvoll, kannten keine Blamage oder Peinlichkeit. *Ich wäre jetzt viel lieber eine Tischplatte.*

Die Stimmen in der Cafeteria wurden lauter, die Bänke füllten sich, trotzdem hatte sich noch niemand zu ihr gesetzt. Vielleicht hatte Liana ihr Angebot ja gar nicht ernst gemeint und hatte sie lediglich an einen verwaisten Tisch gesetzt? *Wo ich hingehöre.*

Nein. Sie musste positiv denken! Nein, das war nicht möglich. Doch wenigstens konnte sie aufhören in Selbstmitleid zu versinken. Oder es wenigstens versuchen.

Als ihr die sanft raue, unscheinbar graue Struktur unter ihren Fingern doch zu unspektakulär wurde um sich damit weiterhin beschäftigen zu können, wagte sie es langsam aufzublicken und sich umzuschauen. Was sie erblickte waren lauter unbekannte Gesichter, natürlich, sie war schließlich die Neue, sie kannte niemanden erwähnenswerten hier. Unbewusst strich sie weiterhin mit den Fingerkuppen über die Maserung des Plastiks, versuchte irgendwie durch ständige kleine

Bewegungen – bloß nicht zu auffällig! – ihre Nervosität abzubauen.
Ihr Blick blieb an einem Gesicht hängen.

Er hatte dafür gesorgt der erste am Büfett zu sein. Er war einfach zu neugierig. Unglücklich betrachtete er das heutige Mittagessen. Wild schmeckender Löwenzahn, pralle Kirschtomaten, saftiger Ziegenkäse, gehackte, nach Wald duftende Pilze, gehobelte Mandeln, knuspriges Brot und etwas süßes Obst. War es überhaupt legitim eine Mahlzeit ohne Fleisch als solche zu bezeichnen? Gab es irgendeine Definition von Mahlzeit in der das festgelegt wurde? Egal. Es gab jetzt wesentlich interessanteres, als die Küchendame über die Missstände aufzuklären, das würde er später noch machen. Das ließ sich aufschieben. Doch etwas anderes ertrug er nicht aufzuschieben, nämlich das Sammeln von Informationen. Natürlich hatte er bereits ausgiebig nach der Neuen ausgekundschaftet, doch alle Informationen die er bekam waren nichtssagend und schürten seinen Wissensdrang nur noch mehr. Es gab so gut wie nichts in diesen Mauern, von dem er nichts wusste. Nichts. Und trotzdem war alles was er über sie wusste nichts. Das frustrierte ihn. Also wo war sie nun, diese ominöse Person, über die sich so herzlich wenig herausfinden ließ? Er ließ seinen Blick forschend durch die Räumlichkeiten schweifen, die er von seinem Platz aus gut überblicken konnte. Bekanntes Gesicht. Bekanntes Gesicht. Bekanntes Gesicht – halt! Hübsche, ehemalige Neue, mit einer Hautfarbe wie Honig den man aus einem Kübel schüttete, und glänzenden schwarzen Locken, er fragte sich, wo sie ... nein, das war jetzt irrelevant. Sie war nicht spektakulär genug für seinen Geschmack, seine Absichten, geradezu gewöhnlich, falls man überhaupt irgendjemanden hier als gewöhnlich beschreiben konnte. Er musste dreimal mit seinen Blicken die Runde machen, bis er sie fand.

Sie war das Unspektakulärste was er in diesen Gemäuern je erblickt hatte, so unscheinbar und von ihrer Ausstrahlung her in sich gekehrt. Nicht annähernd so hübsch wie der Rest von ihnen. Sie passte nicht ins Bild. Dennoch war sie so unauffällig, dass sie darin fast verschwand. Sie hätte in den Wald gepasst, so wie sie schaute, mit ihren großen braunen Augen. Wie ein weidendes Reh, welches das Knacken eines Zweiges auf dem Waldboden bemerkt hat. Aufmerksam, verunsichert, verschreckt, in erwartungsvoller Regungslosigkeit. Als wäre er der Jäger, der sie schießen will, blickte sie ihn an.

Seine Augen waren von einem unheimlich leuchtenden grün, als würden sie lodern. Wie eine flammende, im Wind Wellen schlagende Weide. Sie war so damit beschäftigt abzuwägen, ob diese Augen faszinierend oder abstoßend auf sie wirkten, dass sie gar nicht bemerkte, dass er sie anstarrte.

Ein schabendes Geräusch erklang.

Irritiert wandte sie den Blick ab, senkte ihn auf ihre Hand, welche reflexartig ihre Finger zu Krallen geformt hatte, die nun über die Maserung des Tisches kratzten.

Endlich versammelte sich die Clique am Tisch, sie stellte sich in der Runde vor.

Als sie sich unbeobachtet fühlte, was an diesem Tag eigentlich nicht der Fall war, warf sie einen verstohlenen Blick zu ihm herüber. Doch sie tat es zum größten Teil aus Argwohn, so als wollte etwas in ihr sichergehen, dass noch genügend Abstand zwischen ihnen beiden war. Sie traute diesen Augen nicht über den Weg und konnte nicht sagen warum. Das Schlimme war, dass er sie jedes Mal erwischte. Nein. Dass er sie geradezu observierend anstarrte, so dass sie bald glaubte davon Kopfschmerzen zu bekommen. Er bemerkte wie sie immerzu zu ihm rüber sah und war sich sicher, dass es wohl doch nicht so schwer sein würde alles über sie herauszufinden, dass es wahrscheinlich nicht mal etwas Wissenswertes über sie gab. Er setzte sein Gewinnerlächeln auf. Sie schob die Augenbrauen zusammen. Sicherlich war sie skeptisch. Aber alsbald würde sie es ihm gleichtun, zumindest mit ihrem Blick weicher werden. Anfangen nachzugeben. Anfangen auf ihn hereinzufallen. Er lächelte sie an. Doch die Haut um seine Augen ließ sich nicht gehen, in Lachfältchen fallen. Seine Augenpartie blieb aalglatt, wie die Lüge die ihr sein Lächeln

aufzutischen versuchte. Ihr Argwohn grollte in ihrer Kehle auf, so dass sie ihn am liebsten ungehalten angeknurrt hätte. Wie ein Hund. Wie ein Tier, das sie alle waren.

Gleich wird sie einknicken. Sie knickten alle ein. Früher oder später. Wie junge Bäume in seinem Sturm.

Und dann streckte sie ihm die Zunge raus.

Kaffeegeruch

Einer unüberwindbaren Hürde gleich stehst du da vor mir, Tür, und lässt dich nicht öffnen. Ein unsichtbares Kraftfeld baust du auf, das meine Hand nicht zu bezwingen weiß! Soll ich wirklich? Soll ich es tatsächlich wagen und anklopfen? Die Uhr tickt unaufhörlich weiter. Und doch ... es sind noch zwanzig Minuten Zeit! Soll ich nicht doch warten? Wirft es nicht ein schlechtes Licht auf mich? Dass ich mir meine Zeit nicht einteilen kann? Aber was, wenn gerade jetzt jemand hier im Gang auftaucht? Wie wirke ich, wenn ich hier so unentschlossen herumstehe? Geschafft! Ich habe es tatsächlich geschafft! Ich habe geklopft! Mach' einen guten Eindruck. Mach' einfach einen guten Eindruck. Dann hast du endlich einen Job.

Wieso ist das Glas schon wieder leer? Ich hab' es doch erst gerade eben nachgefüllt ... verdammt, Chefin. Ich hab nichts zu tun.

Hat es geklopft? „Herein.“ Verflucht, der Typ für das Bewerbungsgespräch? Chefin, du Vollidiotin! Es ist verdammt noch mal dreiviertel neun, der Typ ist da und du noch nicht! Komm' zumindest dann rechtzeitig, wenn du in der Früh Termine hast! Ist das wirklich zu viel verlangt? Ich bin auch schon 'ne Stunde da. Und verdien' weniger als du. Komm' endlich, ich will den da nicht so lang sitzen haben. Und ich will Beschäftigungstherapie! Es ist alles vorbereitet, ich bin wirklich beschäftigungslos!

Sonderlich selbstbewusst ist der Typ ja nicht, so wie der durch die Tür schlüpft. Hm, teure Stoffhose, schickes Hemd ... zumindest hast du keine Krawatte. Gut so. Du bist nicht auf der Bank hier.

Lächeln, lächeln. Sei die Nettigkeit in Person. Das wird vielleicht dein neuer Kollege. „Guten Morgen.“

Kaffeegeruch. Penetrant. Aber gut geröstet. Geschmack haben die hier jedenfalls. Wenn sonst auch noch alles gutgeht ...

„Regen ist mein Name. Ich hab' für neun Uhr einen Termin.“ Hm, hübsches Mädels da, muss ich sagen. Kein Zuckerpüppchen, nicht unsympathisch ... wenn die Chefin auch in Ordnung ist, könnte es wirklich nett hier sein. Wenn alles gutgeht. Wer sagt, dass die wirklich wen brauchen? Ich muss überzeugen können. Es muss klappen.

„Ah, ich verstehe. Tut mir Leid, die Frau Magister ist noch nicht da. Setzen Sie sich doch. Wollen Sie einen Kaffee?“ Kaffee, Kaffee, Kaffee mit Milchschaum ... Sag' nein. Oder sag' ja, dann hab ich was zu tun. Sie kommt ja eh nicht vor neun. Endlich wird das Sofa auch mal verwendet ... wie schön für es. Ich stell mich lieber arbeitend. Mal schauen, was seine Bewerbung so kann.

Kaffee? Wie kann ich jetzt einen Kaffee haben wollen? Ich will hier alles hinter mich kriegen, damit ich weiß, was Sache ist ... du hast es gut, Hübsche. Du hast deinen Job. Du arbeitest. Du kriegst Geld. „Nein danke, ich hab' erst gefrühstückt.“ Lächeln. Sei nett, die ist mit Glück bald deine Kollegin. Wenn es etwas wird ... die Frau Magister soll sich beeilen. Ist es so schwer, rechtzeitig ins Büro zu kommen, wenn was ansteht? Oder hätt' ich doch erst knapper kommen sollen?

Werd' jetzt bloß nicht nervös. Bleib' ruhig. Alles wird gut. Die Frau kommt, dann fragt sie dich ein paar Sachen, du verkaufst dich gut und alles wird super. Du kannst es. Du weißt es. Das wird alles gut.

Gymnasium. Oho, keine schlechten Noten, im Gegenteil. Erfahrung beim Schreiben von Diktaten. Oh, und ganz gute Rechtschreibung. Warum geht der Kerl nicht studieren? Der kriegt locker ein Stipendium, wenn sich der so verkaufen kann. Oder will er als Selbsterhalter studieren? Ehrlich, was macht der hier?

Oh, eine eMail. „Hallo, entschuldigen Sie meine Deutsch, es ist nicht meine erste Sprache ...“ Spam, du bist so unterhaltsam. Ich will dich gar nicht missen, weißt du das? Aber leider bist du nutzlos, also geh' weg.

Wie spät ist es eigentlich? Zehn vor neun. Verflucht, ich brauch' was zu tun. Ich kann nicht nur den Bildschirm anschauen. Chefin, soll ich dich anrufen? Nein, das schaut nicht gut aus. Komm' endlich, ja? Sei so gut.

Der Kaffee riecht wirklich gut. Soll ich nicht doch fragen, ob ich einen haben kann? Nein. Ich hab' schon vorher Nein gesagt. Ich bleib' dabei. Außerdem, wenn dann die Frau Magister kommt und ich hab' nen Kaffee ... nein. Nein. Schau', dass du ruhig bleibst. Du willst den Job. Also schau', dass du dich teuer verkaufst. Beruhig' dich. Mensch, warum kann die Frau noch nicht da sein? Soll ich fragen? Nein, die Sekretärin wird's auch nicht wissen, ob die in zwei oder in zehn Minuten kommt. Warte. Bleib ruhig und warte, verdammt!

Schritte auf dem Gang. Endlich kommst du, Chefin. Es ist fünf nach neun! Tauch' von mir aus auf, wann du willst, wenn du nichts zu tun hast, aber wie schaut das aus?

„Morgen. Entschuldigung, der Verkehr war stärker als gedacht. Ah, Herr Regen, nehme ich an.“ Nun, zumindest tust du so, als ob du im Stress wärst. Schnell rein und alle begrüßen, wenn du nicht mal noch ganz im Büro bist. „Wollen Sie einen Kaffee?“ Die heilige Frage.

Nein, er will keinen, sonst hätt' er schon einen. Aber du willst einen. Komm', Kaffeemaschine, du darfst jetzt mehr arbeiten als ich. Sei nur froh, dass du nicht lächeln musst.

Egal, wie der Kalender für einen Tag aussieht - deine Arbeit ist und bleibt die gleiche, was? Cappuccino für die Chefin, Tee für mich - ob der gute Herr Regen auch was abkriegen wird?

„Kommen Sie mal mit zu mir.“ Lächeln, immer lächeln. Höflich und nett sein. Jetzt geht's ums Ganze. Renn' ihr nach wie ein Hündchen. Sag' das, was sie hören will. Du kennst das Spielchen schon.

Muss es sein, dass du die Tür zumachst? Bitte, lass' sie doch offen ...

„Fangen wir mit der wichtigsten Frage an: Können Sie mit Kaffeemaschinen umgehen?“ Lachen. Freundliches Lachen. Ja, ich will nicht einmal wissen, wie ich dreinschaue ... Was ist das für eine Frage?

„Ja, eigentlich schon.“ Ich glaub', die Frau ist ganz in Ordnung. Das wird schon werden mit dem Job.